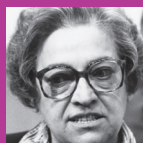


DAS FRAUENVIERTEL RUDOW

Jeanette-Wolff-Str

Die Namensgeberinnen des
Neuköllner Frauenviertels



Impressum

Herausgegeben vom Bezirksamt Neukölln von Berlin
Die Gleichstellungsbeauftragte

Text: Claudia von Gélieu

Satz & Layout: Ellen Röhner
und BA Neukölln

3., durchgesehene und leicht veränd. digitale Ausgabe,
Berlin 2026

GRUSSWORT



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

zum 30. Jubiläum bringen wir Geschichte ins digitale Zeitalter: Die längst vergriffene Broschüre über das Frauenviertel Rudow ist jetzt online abrufbar.

1996 entstand im Süden Neuköllns etwas deutschlandweit Einzigartiges: Ein Wohngebiet mit rund 1700 Wohnungen, in dem alle 20 Straßen und Plätze ausschließlich Frauennamen tragen. Was heute inspirierend wirkt, war damals ein harter Kampf. Gegen den Widerstand jener, die bezweifelten, dass es überhaupt genug „würdige“ Frauen gäbe, setzten sich 1996 die Bezirksverordnete der SPD Jutta Weißbecker und die Frauenbeauftragte Renate Bremmert gegenüber den Neuköllner „Platzhirschen“ – so titelte damals die Presse – mutig durch.

Das zeigt: Das Frauenviertel ist weit mehr als nur ein städtebauliches Projekt. Es ist ein politisches Statement und ein Symbol für hart erkämpfte Sichtbarkeit. Und es löste eine nachhaltige Bewegung in Deutschland aus.

Die Zahlen sprechen für sich: Waren im Jahr 1996 lediglich acht Straßen in Neukölln nach Frauen benannt, sind es heute bereits 35 Straßen, Plätze und Brücken. Ein zusätzliches starkes Zeichen hat der Bezirk gesetzt, indem er alle Neuköllner Stadtbibliotheken nach bedeutenden Frauen umbenannt hat.

Dennoch zeigt der Blick auf die Statistik, dass der Weg zur Parität noch weit ist. Von den 249 nach Personen benannten Straßen und Plätzen in Neukölln tragen aktuell erst 14 % Frauennamen, während 86 % weiterhin an Männer erinnern. Das Frauenviertel mit seinen 20 Benennungen bleibt damit das Herzstück und der Motor dieser Veränderung.

Die Biografien zeigen Frauen, die seit dem 19. Jahrhundert unter großen Entbehrungen unsere heutige Gesellschaft mitgestaltet haben. Möge ihr Wirken uns als bleibendes Vorbild und Inspiration dienen. Viel Freude beim Lesen und Entdecken dieser besonderen Lebenswege.

Martin Hikel

Bezirksbürgermeister von Neukölln

FRAUEN AUFS SCHILD

Frauen aufs Schild

In Neukölln sollen die Straßen eines Neubauviertels Frauennamen tragen. ...

Bisher tragen nur 8 der 682 Straßen Neuköllns weibliche Namen. Für die Bezirksfrauenbeauftragte Renate Bremmert und die Abgeordnete Jutta Weißbecker (SPD) war das der Anlass, eine Kampagne zu starten. In einem öffentlichen Aufruf baten sie die EinwohnerInnen des Bezirks verdiente Neuköllnerinnen zu benennen, die mit einer Straße geehrt werden sollten. ... Eine Gruppe von Neuköllnerinnen begeisterte sich so für die Idee des Frauenviertels, dass sie sogar einen Film darüber drehte - er läuft heute im Offenen Kanal. ...

taz, 08.03.1996.

Nur Frauen im Straßenbild

Im Rudower Neubaugebiet alle Straßen und Plätze weiblich

Neukölln. Die Neubausiedlung in Rudow wird zum ersten Berliner Frauenviertel. Das hat das Bezirksamt jetzt beschlossen. Einem Vorschlag der Frauenbeauftragten Renate Bremmert folgend, werden alle Plätze, Straßen, Fuß- und Radwege im sogenannten RAS-Trapez nach Frauen benannt.... Mit dem Beschluss ... ist die CDU von ihrem ursprünglichen Anliegen abgerückt, die drei großen Plätze mit Männernamen zu versehen.

Der Tagesspiegel, 02.06.1996.

Keine Chance für Platzhirsche. Ab dem 1. November sind die Rudower Felder: Das Viertel der Frauen

Neukölln. - Rund 700 Straßen gibt's in Neukölln (160 000 Einwohnerinnen). Aber nur acht davon tragen einen Frauennamen. Doch dies wird jetzt anders: Alle 20 Straßen, Wege und Plätze der Neubausiedlung auf den Rudower Feldern erhalten Namen von Frauen. (...) Es ist das erste komplett »weibliche« Wohnviertel in Deutschland. Aufgestellt werden die Straßenschilder am 1. November.

Geehrt werden Frauen, die sich um Deutschland, Berlin und Neukölln verdient gemacht haben. Davon gibt es viele. Und sie hätten auch schon in der Vergangenheit aufs Straßenschild gehoben werden können. »Aber wichtige Frauen wurden früher nicht genügend bekannt gemacht«, sagt Renate Bremmert, Neuköllns Frauenbeauftragte. »Geschichtsbücher werden von Männern geschrieben. Sie klammern Frauen dabei weitgehend aus.«

Auf den Rudower Feldern zwischen der Schönefelder Straße, Knollstraße und Landesgrenze wird seit 1994 gebuddelt. Hier entstehen bis zum Jahr 2000 mehr als 1750 Wohnungen. Etwa 4000 Menschen finden ein neues Zuhause. Schon Anfang 1997 werden die ersten 580 Wohnungen bezogen....

BZ, 27.09.1996.

OTTILIE BAADER

Ottilie Baader

30.05.1847 – 24.07.1925

Ottilie Baader war Heimarbeiterin wie viele Berlinerinnen. Zuhause an ihrer Nähmaschine nähte sie für die Konfektion. Während für viele Frauen mangels Kinderbetreuung nur der Arbeitsplatz daheim blieb, war es bei Ottilie Baader der kranke Vater, um den sie sich kümmern musste. »Meine Schwester und dann auch mein Bruder hatten geheiratet, ... Der Vater konnte schon lange nicht mehr arbeiten, und so war es mir gegangen, wie es sooft alleingebiebenen Töchtern in einer Familie geht, die nicht rechtzeitig ein eigenes Lebensglück fanden: sie müssen das Ganze zusammenhalten und schließlich nicht nur Mutter, sondern auch noch Vater sein, das heißt Ernährer der Familienmitglieder, die sich selbst nicht erhalten können ... Ich kann nicht sagen, dass ich immer sehr froh war. Schließlich hatte auch ich etwas anderes vom Leben erhofft.«



Ottilie Baader (Mitte), 1. Konferenz der sozialdemokratischen Frauen Deutschlands in Mainz, Wahl zur Zentralvertrauensperson, 15.09.1900.

Nach dem frühen Tod der Mutter hatte Ottilie Baader als älteste Tochter schon mit sieben Jahren deren Pflichten übernehmen müssen. Die Schule besuchte sie nur drei Jahre, dann musste sie mitverdienen. »Es brauchte kein großer Familienrat abgehalten zu werden, um den richtigen Beruf zu wählen, denn groß war die Auswahl für Mädchen damals nicht. In der Schule war ich immer gelobt worden, weil ich gut nähen und vor allem gute Knopflöcher machen konnte. Ich sollte also Wäsche nähen.«

Während Ottilie Baader zuhause über den Näharbeiten sitzt, liest ihr der Vater vor. Da der Vater der Arbeiterbewegung nahe steht, gibt es auch politische Lektüre, zum Beispiel August Bebel's »Die Frau und der Sozialismus«. Zunächst gemeinsam mit dem Vater, dann aber auch alleine besucht sie auch Versammlungen. »Ich saß an einem Tisch mit mehreren Frauen zusammen und eine von ihnen meinte: 'Schade, dass Ihr Vater nicht hier ist. Der könnte dem [Redner] mal unsere Meinung sagen.' 'Ach', sagte ich, 'das kann ich auch.' ... Ich hatte gar nicht weiter darauf geachtet, dass die eine der Frauen aufstand, nach vorne ging und

wieder zurückkam. Aber auf einmal hörte ich vom Leiter der Versammlung meinen Namen nennen und mich zum Wort auffordern. Ich dachte in dem Augenblick, ich müsste in die Erde sinken, hatte aber nur den einen klaren Gedanken, wenn du jetzt nicht sprichst, dann lachen sie alle über dich. Als ich dann auf dem Podium stand und die vielen Köpfe unter mir sah, habe ich mit Zittern und Zagen angefangen zu sprechen. Das Zittern verlor sich dann, ich wurde sicherer und hatte auf einmal das Gefühl: Nun hast du gesagt, was du sagen wolltest. Damit ging ich wieder auf meinen Platz und hörte, wie der Vorsitzende sagte: 'Die Frau, die jetzt gesprochen hat, hat das einzige Vernünftige vorgebracht, was zu dieser Sache zu sagen ist'. Ich wurde noch an demselben Abend in eine Kommission gewählt, und am nächsten Tag stand etwas von meiner Rede in der Zeitung.«

Damit begann Ottilie Baaders politische Karriere, die sie bis an die Spitze der deutschen Arbeiterinnenbewegung führte. 1900 wählten die sozialdemokratischen Frauen Ottilie Baader zu ihrer Zentralen Vertrauensfrau. Das Vertrauensfrauensystem hatten sie ins Leben gerufen, um das Politikverbot für Frauen zu umgehen. Nach der gescheiterten Revolution von 1848 war es Frauen in den meisten Ländern Deutschlands verboten worden, sich zu politischen Zwecken zusammenzuschließen, Parteien beizutreten und an politischen Versammlungen teilzunehmen. Während die bürgerlichen Frauenvereine weitestgehend mit Duldung rechnen konnten, wurden die Vereine der Arbeiterinnenbewegung regelmäßig von der Polizei aufgelöst und die verantwortlichen Frauen immer wieder von der Justiz zu Geld- und Gefängnisstrafen verurteilt. Die Sozialistinnen übertrugen schließlich einzelnen Frauen, auf die das Vereinsverbot für Frauen nicht anwendbar war, die Organisation der politischen Arbeit. Die frauenfeindlichen Bestimmungen wurden 1908 aufgehoben, weil sie nicht mehr durchgesetzt werden konnten.

Die Arbeiterinnenbewegung entschied, ihre Autonomie aufzugeben und der SPD beizutreten. Allerdings verlangten sie, dass in jedem Vorstand wenigstens eine Genossin vertreten sein sollte. Ottilie Baader, die bis 1908 das Amt der Zentralen Vertrauensfrau inne hatte, überließ einer Jüngerin den Sitz im zentralen Parteivorstand der SPD. Ihre Mitarbeit im von ihr 1904 ins Leben gerufenen Frauenbüro im Gebäude des Parteivorstandes setzte sie fort. Diese bezahlte Parteiarbeit ermöglichte ihr 1909 in die Brusendorfer Straße nach Neukölln zu ziehen, wo einer der ersten Genossenschaftsbauten als Gegenmodell zu den berüchtigten Mietskasernen entstand. Dort verbrachte sie ihren Lebensabend und schrieb ihre Memoiren.

Ottilie Baader, Ein steiniger Weg. Lebenserinnerungen einer Sozialistin, Berlin 1921.

LISELOTTE BERGER

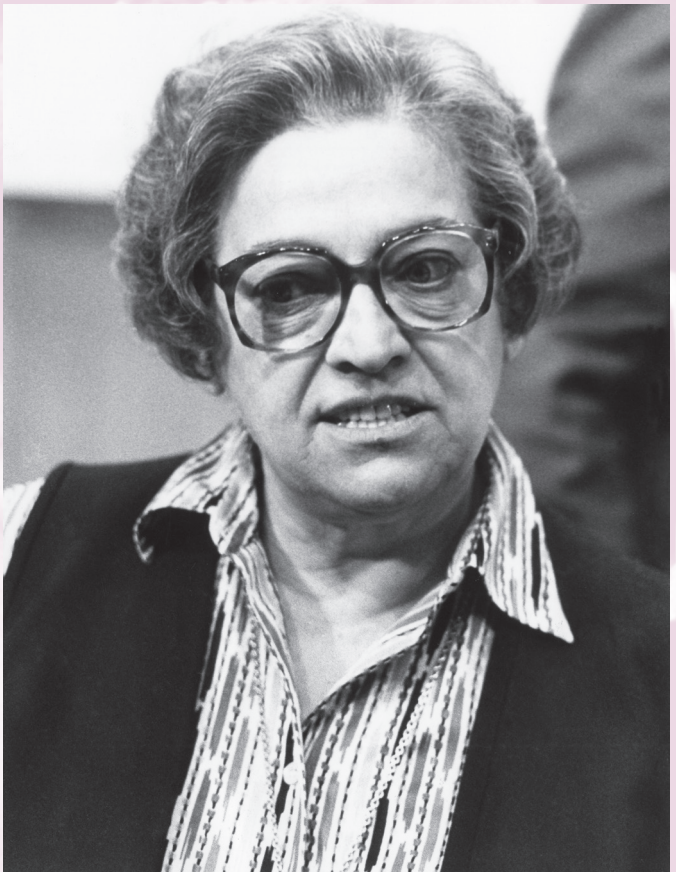
Liselotte Berger

13.11.1920 – 26.09.1989

Liselotte Berger ist die Jüngste unter den Namensgeberinnen des Frauenviertels und gleichzeitig diejenige, deren Karriere am weitesten nach oben führte. Von 1987 bis zu ihrem frühen Tod 1989 war sie Parlamentarische Staatssekretärin im Bundeskanzleramt und Berlin-Beauftragte der Bundesregierung.

Begonnen hatte die berufliche Laufbahn der gebürtigen Spandauerin als Büroangestellte. Mit dem Einzug der Schreibmaschinen in die Kanzleien war um die Jahrhundertwende aus dem männlichen Sekretär die weibliche Schreibkraft geworden. Die Kanzleischreiber, zu deren besonderem Stolz ihre Handschrift zählte, betrachteten das Arbeiten an einer Maschine als unter ihrer Würde und Qualifikation. Erst mit dem Computer änderte sich das wieder. Damals überließen die Männer das Tippen den »Schreibfräuleins« und wurden selbst Sachbearbeiter. Offiziell wurde argumentiert, dass höhere Töchter aufgrund ihres Klavierunterrichts mehr Fingerfertigkeit für das Schreiben mit der Maschine besäßen. Außerdem sei das Schreiben mit der Maschine »kinderleicht« und deshalb besonders geeignet für das »schwache Geschlecht«.

Liselotte Berger besuchte neben der für sie anscheinend nicht befriedigenden Bürotätigkeit ein Abendgymnasium und legte 1942 das Abitur ab. In den Nachkriegsjahren studierte sie an der Freien Universität Berlin Soziologie, Philosophie und Publizis-



Liselotte Berger 1981

tik. Nach Abschluss ihres Studiums 1954 erhielt sie eine Anstellung beim CDU-Landesvorstand. In den sechziger Jahren war sie persönliche Referentin beim damaligen Bürgermeister Franz Amrehn. Weitere Stufen auf ihrer politischen Karriereleiter waren die Wahl zur Vorsitzende der Landesfrauenvereinigung der Berliner CDU 1960 und die Mitgliedschaft im CDU-Landesvorstand, dessen stellvertretende Vorsitzende sie seit 1973 war.

Seit 1971 gehörte Liselotte Berger dem Deutschen Bundestag an. Vierzehn Jahre lang leitete sie von 1973 bis 1987 den Petitionsausschuss. Unter denen, die sich hilfesuchend an Liselotte Berger wandten, waren auch Frauen, die gegen ihre Ungleichbehandlung protestierten: »Eine Bus-Fahrerin konnte nicht eingestellt werden, weil nach einer Verordnung aus dem Jahre 1971 Linienbusse, die von Frauen gefahren werden, mit einer Sprechfunktanlage ausgerüstet sein müssen. Der Unternehmer wollte für seine Angestellte diese Anlage jedoch nicht einbauen. Lilo Berger setzte sich dafür ein, dass diese Verordnung gestrichen wurde. Die Frau bekam ihre Anstellung.«

Das Engagement, das Liselotte Berger entfaltete, trugen ihr Bezeichnungen wie »Notrufsäule der Nation« oder »Mutter Courage der Politik« ein. »Widerborstige« soll sie in »Grund und Boden telefoniert« haben. 1986 wurde sie vom Deutschen Staatsbürgerinnenverband zur »Frau des Jahres« gewählt. In den Nachrufen auf Liselotte Berger wird außerdem immer wieder hervorgehoben, dass »Politik ihr Lebensinhalt« war, dass sie kein Privatleben kannte, dass sie eine profilierte Persönlichkeit war, die sich durch energisches temperamentvolles Auftreten auszeichnete:

»Liselotte Berger war eine Frau, deren Lebensinhalt die Politik war und die sich durchzusetzen verstand. Sie verschaffte sich und dem Petitionsausschuss Respekt durch die Beharrlichkeit, mit der sie Beschwerden aus der Bevölkerung nachging und in vielen Fällen Abhilfe schuf. Es ging ihr darum, parlamentarische Kontrollfunktionen gegenüber der Exekutive nachhaltig wahrzunehmen und hierdurch, als Volksvertreterin in einem ganz natürlichen und ursprünglichen Sinne, die Anliegen der Menschen, die sich an sie wandten, zu ihrer eigenen Sache zu machen. Diese Haltung, hinter der sich viel Kleinarbeit verbarg, hat ihr Ansehen und eine ungewöhnliche Popularität über Parteigrenzen hinweg eingetragen. Dass sie, weit über Altersgrenzen hinaus, als Leiterin des Berliner Bundeshauses um ein produktives Zusammenwirken zwischen Bund und Berlin bemüht war, wies sie ebenfalls als eine Frau aus, der die Politik nicht nur Beruf, sondern auch Berufung war.«

Der Tagesspiegel, 27.09.1998.

Gertrud Dorka

19.03.1893 – 14.02.1976

Gertrud Dorka war die erste Frau, der in Deutschland die Leitung eines staatlichen Museums übertragen wurde. 1947 wurde sie Direktorin des Museums für Vor- und Frühgeschichte in Berlin. Ohne Krieg wäre Gertrud Dorka Lehrerin und die Vor- und Frühgeschichte ihr »Hobby« geblieben, schrieb eine Zeitung. Der Weg, bis sie in ihrem Traumberuf hauptamtlich arbeiten konnte, war lang und hürdenreich.

Da Gertrud Dorka zugunsten ihrer beiden Brüder auf ein Hochschulstudium hatte verzichten müssen, war ihr nur der Lehrerinnenberuf geblieben. Nachdem sie 1914 bei Beginn des Ersten Weltkrieges mit ihren Eltern aus Ostpreußen nach Berlin geflohen war, erhielt die Einundzwanzigjährige eine Anstellung an einer Mädchenrealschule in Pankow. Doch ihr fehlten die Kenntnisse für den Unterricht von Realschulfächern. An der Höheren Mädchenschule, an der sie ihre Qualifikation als Lehrerin erworben hatte, war – wie in der Mädchenbildung üblich – das Hauptgewicht auf die schöngeistige Bildung gelegt worden. Um ihre Lücken zu schließen, besuchte Gertrud Dorka Vorlesungen an der Berliner Universität. Ein besonderes Interesse entwickelte sie für die prähistorischen Seminare.

Bald gehörte Gertrud Dorka nicht nur zu den regelmäßigen Hörerinnen bei Professor Kiekebusch, dem Leiter der vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums. In den Schulferien nahm sie auch an Exkursionen und Ausgrabungen teil. 1926/27 organisierte sie die erste prähistorische Ausstellung in Pankow. Der Erfolg bestärkte sie in ihrem Entschluss, »um meinen Kenntnissen in der Vorgeschichte einen äußeren Abschluss zu geben«, in diesem Fachgebiet zu promovieren. Doch hierfür musste sie zunächst einmal das Große Latinum und das Graecum nachholen. Ihr Promotionsvorhaben dauerte mehrere Jahre, da Gertrud Dorka es aus finanziellen Gründen nur neben ihrer Lehrerinnentätigkeit betreiben konnte.

Zusätzliche Schwierigkeiten traten nach dem Machtantritt der Nazis 1933 auf. Ihr Doktorvater versuchte, Gertrud Dorka ein



Die Direktorin des Museums für Vor- und Frühgeschichte Gertrud Dorka an ihrem Schreibtisch.

Thema über die Germanen, die in der NS-Ideologie eine zentrale Rolle spielten, aufzuzwingen. Erst nach einem Hochschulwechsel konnte sie endlich 1936 in Kiel promovieren. Die Stelle, die ihr am dortigen Museum angeboten wurde, schlug Gertrud Dorka aus, weil ihr Eintritt in die NSDAP verlangt wurde. Sie zog es vor, Lehrerin in Pankow zu bleiben. Anders als viele ihrer Kollegen war sie dadurch nach 1945 nicht NS-belastet.

Gertrud Dorka erkannte ihre Chance und ließ sich auch durch die starke Kriegszerstörung des Museums für Vor- und Frühgeschichte nicht abschrecken: »Ich hörte von der bedrohten Lage der vorgeschichtlichen Sammlungen und stellte meine Fachkenntnisse auf diesem Gebiet im August 1947 der Stadt Berlin zur Verfügung «Die mühevolle Kleinarbeit, die nötig war, um das Museum wiederaufzubauen, trug ihr Bezeichnungen wie »Scherben-Anna« und »prähistorische Trümmerfrau« ein.

»Ich erinnere mich gut des Tages, da ich als junger Student durch die schwere Flügeltür des ehemaligen Völkerkundemuseums in der Stresemannstraße trat und durch dunkle Kellergänge in das Studierzimmer von Gertrud Dorka geführt wurde. Wie anders hatte ich mir ... den Direktor eines so namhaften Museums vorgestellt«, erinnert sich Adrian von Müller, einer ihrer Amtsnachfolger, an seine erste Begegnung mit Gertrud Dorka. »Durch sie wurde zum zweiten Male ausgegraben, diesmal unter den gefährlichen Trümmern eines zerstörten Gebäudes, was vor ihr zahlreiche und namhafte Wissenschaftler freigelegt und dem Berliner Museum zugeführt hatten. Sie bettelte sich im wahrsten Sinne des Wortes die Gelder zusammen, um der Öffentlichkeit erstmals nach dem Krieg die geretteten Kulturschätze in einer Ausstellung wieder zugänglich zu machen. Sie begann in einer Zeit, der es hauptsächlich um vordergründigen Daseinskampf ging, in zahlreichen neuen Ausgrabungen weiteres wertvolles Kulturgut zu retten.«

Nach ihrer Pensionierung 1958 widmete sich Gertrud Dorka wissenschaftlichen Arbeiten und Publikationen in ihrem Fachgebiet. 1961 veröffentlichte sie die erste systematische Übersicht über die vor- und frühgeschichtlichen Funde in Neukölln.

Gertrud Dorka, Die Altertümer Neuköllns, Berlin 1961.

Hiltrud Dudek

23.04.1903 – 09.11.1991

»Sie war die Klügste und die Bescheidenste von uns«, erinnert sich eine ihrer Mitschwestern an Hiltrud Dudek. Gemeinsam mit anderen »Armen Schulschwestern von Unserer Lieben Frau«, die nach 1945 aus Schlesien vertrieben worden waren, baute Hiltrud Dudek in Neukölln eine katholische Schule auf. Ihre Lehramtsprüfung hatte sie 1923 bei den Ursulinen absolviert und anschließend in Breslau Englisch, Geschichte und Deutsch studiert. Ins Kloster war sie bereits 1919 eingetreten, 1925 legte sie ihr Gelübde ab. Nach der Eröffnung der St. Marienschule 1948 leitete Schwester Hiltrud zunächst die Grundschule, ab Anfang der 50er Jahre bis 1975 die Oberschule.

Ein Jahr vor ihrem Tod wurde Hiltrud Dudek anlässlich ihres 65. Ordensjubiläums 1990 gewürdigt: »Wer ihr begegnete, erfuhr ihre Güte, ihr Verständnis und wurde durch ihre klare aufrechte Persönlichkeit geformt. Vor allem schätzen wir ihre stille, zurückhaltende Weise, Menschen zu leiten durch ihre innere Autorität, die sie ausstrahlte, die sich mehr durch freundliches, geduldiges Zuhören und lächelnde Zustimmung äußerte, als durch direktes Anleiten oder Eingreifen.«

»Genauso war sie«, bestätigen zwei ehemalige Marienschülerinnen, deren Klassenlehrerin Hiltrud Dudek von 1948 bis 1954 war. Sie erzählen noch heute tief beeindruckt von ihr: Ihre Persönlichkeit prägte die Schule. Strenge war nicht notwendig. Wir hörten auf sie, weil sie uns kein schlechtes Gewissen einredete und uns nicht klein machte. Sie ging auf jede Schülerin persönlich ein. Doch hielt sie dabei immer eine gewisse Distanz aufrecht. Obwohl sie Nonne war, war sie keineswegs weltfremd, sondern nahm an allem teil. Sie stand mitten im Leben.«

Im Winter 1952/53 fuhr Schwester Hiltrud mit ihren Schülerinnen auf Klassenfahrt nach Berchtesgaden. Die Schülerinnen waren überrascht, dass die Ordensschwester keine großen Umstände machte, sondern mit ihnen zusammen in einem großen Saal übernachtete, nur durch eine durch den Raum gespannte



Klassenfahrt nach Berchtesgaden mit Hiltrud Dudek 1952/53.

Wolldecke von ihnen getrennt. Sie rodelte mit ihnen und begleitete sie auf ihrer Besichtigung in einem Salzbergwerk, was mit einer Rutschpartie verbunden war. Hierfür schlüpfte Schwester Hiltrud wie die Mädchen in Hosen.

Ihre Verbundenheit mit dem Leben und ihre Lebensklugheit vermittelt auch eine andere Episode. Die Marienschule war keine reine Mädchenschule. Parallel zu den Mädchenklassen bestanden Jungenklassen. Im letzten Schuljahr hatte sich eine Schülerin, sie war bereits 17, in einen Jungen aus der Parallelklasse verliebt. Gegenseitiges Interesse und Schwärmereien waren durchaus an der Tagesordnung, doch in diesem Fall war es »etwas Ernstes«, aber völlig »Unschuldiges«.

Zu mehr als verliebten Blicken, einigen Liebesbriefchen und Begleitung auf dem Schulweg kam es nicht. Dennoch empörte sich der Vater des Mädchens, der die Briefe in der Schultasche seiner Tochter entdeckt hatte, und rannte zur Schul- und Klassenleiterin. Er hatte seine Tochter extra von der Albert-Schweitzer-Oberschule genommen, wo es nicht nur gemischte Klassen gab, sondern Jungen und Mädchen sogar gemeinsam auf der Schulbank saßen, und sie auf die katholische Schule geschickt. Und nun das. Schwester Hiltrud reagierte mit Verständnis. Doch nicht etwa für den empörten Vater, sondern für die jungen Leute. Zwar führte sie mit beiden – getrennt – ein Gespräch. Doch brachte sie hierbei zum Ausdruck, dass sie Liebesgefühle für eine wichtige Entdeckung und schöne Erfahrung hielt.

»Für mich war Schwester Hiltrud Vorbild als Frau«, bekennt eine ihrer ehemaligen Schülerinnen. »Anders als meine Mutter widersprach sie sich nie. Sie wusste, was sie wollte. Sie ging in ihrem Beruf auf, ohne sich aufzuopfern.«

KÄTE FRANKENTHAL

Käte Frankenthal

30.01.1889 – 21.04.1976

Das Ende der zwanziger Jahre in den kommunalen Sexualberatungsstellen – nicht nur in Neukölln, sondern überall in Berlin – kostenlos Verhütungsmittel verteilt wurden, war das Verdienst der Ärztin Käte Frankenthal. »Fast alle meine weiblichen Patienten, aus welchem Grund sie auch zuerst kamen, fragten früher oder später nach Mitteln zur Geburtenregelung«, schreibt Käte Frankenthal in ihren Memoiren.

Diese Erfahrungen bewogen die Sozialdemokratin, in der Berliner Stadtverordnetenversammlung, der sie als Abgeordnete angehörte, die Ausgabe von Verhütungsmitteln in den kommunalen Sexualberatungsstellen zu beantragen. Es gab eine stürmische Debatte, aber der Antrag wurde angenommen.

Weniger erfolgreich war Käte Frankenthal in ihrem Engagement für die Streichung des § 218. »In meiner Praxis wirkte sich der Kampf um die Abtreibungsfrage unheilvoll aus«, erinnert sich Käte Frankenthal. »Es verging fast kein Tag, an dem nicht weinende Frauen und Mädchen in meinem Sprechzimmer saßen und mich anklagten: 'Wenn Sie nicht helfen – Sie haben doch gesagt und geschrieben, dass das Gesetz schlecht ist.' Es war schwer, ihnen klar zu machen, dass ich ein bestehendes Gesetz, auch wenn ich es für schlecht hielt, nicht verletzen konnte.«

Käte Frankenthal war eine ungewöhnliche Frau. Aus Rebellion gegen die gutbürgerlichen Verhältnisse im Elternhaus hatte sie gegen den Willen ihrer Eltern das Abitur gemacht. Für das Medizinstudium hatte sie sich entschieden, weil »mir die große Autorität und Wichtigkeit, die dem Arzt zugebilligt wurde, wenn jemand in der Familie krank ist, imponierte«. Als Provokation hatte sie während ihrer Studienzeit angefangen zu rauchen und zu trinken, hatte Boxen, Fechten und Jiu-Jitsu gelernt. Während des Ersten Weltkrieges hatte sie als Militärärztin gearbeitet, weil es ihr zu langweilig war, irgendwo als Vertreterin eines Landarztes zu versauern. Sie hatte dazu nach Österreich gehen müssen, weil die deutsche Wehrmacht keine Frauen annahm.

Nach dem Krieg hatte Käte Frankenthal dann in Berlin in der Charité gearbeitet, bis ihr 1924 mit Verweis auf die Demobilma-



Käte Frankenthal 1974

chungsverordnung von 1918, nach der Frauen ihre Arbeitsplätze für zurückkehrende Kriegsteilnehmer räumen mussten, gekündigt worden war. Doch Käte Frankenthal hatte vorgesorgt und sich parallel zu ihrer Krankenhaus-tätigkeit eine private Praxis aufgebaut, die inzwischen sehr gut lief: »Mit der Revolution wurden Frauenrechte modern, und viele Frauen beschlossen plötzlich, dass sie sich nur von einer Ärztin behandeln lassen wollten.«

Weil Käte Frankenthal »von früher Jugend an ein Grauen« davor empfunden hatte, so zu leben wie ihre Mutter, auch wenn diese anscheinend nicht unglücklich war, hatte sie sich bewußt für ein Berufsleben entschieden, dem sie ihr gesamtes Privatleben unterordnete. Eine persönliche Dauerbeziehung oder gar eine Ehe kamen deshalb für sie nie in Frage. Ihre sexuellen Bedürfnisse befriedigte sie mit wechselnden Partnern. Dazu bekennt sie sich offen in ihrer Autobiographie und fügt hinzu: »Sehr viele berufstätige Frauen meiner Generation in Deutschland hatten eine ähnliche Einstellung zu diesen Fragen.«

Seit 1928 war Käte Frankenthal Stadtärztin in Neukölln. Damit war sie unter anderem für die Zwangsuntersuchungen der Prostituierten zuständig, mit denen die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten verhindert werden sollten. »Meine Freunde waren daran gewöhnt, dass ich von Straßenmädchen, die mich aus dem Gesundheitsamt kannten, freundlich begrüßt wurde.« Als sie sich nach der Machtübernahme der Nazis nicht mehr traute in ihrer eigenen Wohnung zu übernachten, weil sie befürchten musste, verschleppt zu werden, machte sie sich ihre Milieukenntnisse zunutze. Sie suchte sich ihre Nachtquartiere in Neuköllner Absteigen, wo niemand nach ihrem Namen fragte. »Ich habe in solchen Häusern eine Reihe von Nächten friedlich verbracht und bedauerte nur, dass ich meine Beobachtungen nicht mehr im Gesundheitswesen der Stadt verwenden konnte.«

Am 18. März 1933 wurde Käte Frankenthal fristlos entlassen. Sie entschloss sich, ins Exil zu gehen. Nach einer längeren Station in Prag, wo sie Artikel für antifaschistische Publikationen schrieb und beim jüdischen Flüchtlingskomitee mitarbeitete, floh sie über die Schweiz und Paris nach New York. Da ihre Approbation in den USA nicht anerkannt wurde, begann sie 1943 ein Psychologiestudium und arbeitete anschließend als Familientherapeutin beim »Jewish Family Service«. 1940 verfaßte sie ihre Memoiren »Der dreifache Fluch. Jüdin, Intellektuelle, Sozialistin«, um sich damit an einem Preisausschreiben zu beteiligen, weil sie die 29 Dollar, die es dafür gab, dringend brauchte. Nach Deutschland und Berlin kam sie nach 1945 nur noch auf Besuch. 1976 starb Käte Frankenthal in New York.

Käte Frankenthal, Der dreifache Fluch: Jüdin, Intellektuelle, Sozialistin. Lebenserinnerungen einer Ärztin in Deutschland und im Exil, Frankfurt/New York 1981.

Marianne Hapig

05.03.1894 – 23.03.1973

»Es gibt einen neuen Beruf, in dem man helfen kann«, hatte Marianne Hapig eines Tages begeistert ihren Eltern erklärt und den Wunsch geäußert, nach Berlin zu gehen und dort eine Ausbildung zur Fürsorgerin zu machen. Die Dreiundzwanzigjährige hatte einen Vortrag von Helene Weber gehört, die ihre 1916



Marianne Hapig (1. Reihe. 3. von links) mit einer Examensklasse des St. Hedwig-Krankenhaus, St. Hedwig-Krankenhaus 1948.

gegründete »Katholische Soziale Frauenschule« vorstellte. Von 1918 bis 1920 besuchte Marianne Hapig diese Schule in Berlin und erhielt am Ende ihrer zweijährigen Ausbildung das Diplom als Wohlfahrtspflegerin.

Der Beruf der Wohlfahrtspflegerin, Fürsorgerin, Sozialarbeiterin geht auf Alice Salomon zurück, die 1908 die »Soziale Frauenschule« am Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin-Schöneberg gründete, um die traditionelle Wohltätigkeit zu professionalisieren. Alice Salomon hielt Frauen für die Sozialarbeit besonders geeignet: »Neben allen Eigenschaften und Fähigkeiten, die Mann und Frau im gleichen Maße besitzen können, ... bringt die Frau für diese Arbeitsgebiete noch ihr ausgewiesenes Gefühlsleben mit, ihre alles verstehende Milde und Nachsicht ... ihre Mütterlichkeit, die Fähigkeit, die Mutterliebe vom Haus auf die Gemeinde zu übertragen.«

Durch solche Ausbildungsmöglichkeiten verfügten die Frauen über einen Qualifikationsvorsprung gegenüber den Männern, als in den zwanziger Jahren kommunale Beratungs-, Betreuungs- und Vorsorgeangebote ausgebaut wurden. Nach den Schreibbüros und den Telefonzentralen war die Sozialarbeit deshalb der dritte Bereich, den die Frauen in den Rathäusern eroberten. Durch die Einstellung von Frauen, die allgemein niedrigere Löhne und Gehälter erhielten, sparten die Kommunen außerdem Personalkosten. Als »Frauenberuf« ist die Sozialarbeit bis heute eine schlecht bezahlte Tätigkeit. Marianne Hapig wurde 1921, obwohl es zunächst Vorbehalte gegen eine katholische Fürsorgerin gegeben hatte, im »roten Neukölln« eingestellt.

»Sie selber hat einmal das Einstellungsgespräch bei dem zuständigen Bezirksstadtrat geschildert. Er blätterte lange in ihren Akten und sie merkte, dass er Hemmungen hatte, sie einzustellen. 'Darf ich mal fragen, was da für Schwierigkeiten sind?' Darauf sagte der Stadtrat offen: 'Ich sehe aus Ihren Akten: Sie sind katholisch!' Marianne Hapig darauf: 'Ja, allerdings, das bin ich. Aber was hat das jetzt mit meiner Einstellung zu tun?' Der Stadtrat: 'Wissen Sie, ich fürchte, Sie reden zuviel von Gott.' Da hat Marianne Hapig gelacht und gesagt: 'Sie sind doch sicher auch der Meinung wie ich, dass ich die Läuse auf den Köpfen der Kinder genauso gut abzählen kann wie die anderen Schulfürsorgerinnen und dass ich die Krankheiten für den Arzt genauso aufzuschreiben vermag.' Marianne Hapig ging zum Angriff über: 'Sie haben also nur Angst, dass ich zuviel von Gott reden werde. Dann können wir eine Abmachung treffen. Ich arbeite ein Jahr hier, und dann komme ich wieder zu Ihnen und werde Ihnen sagen, wie oft ich in diesem Jahr von Gott gesprochen habe!' Dieser Vorschlag verblüffte den 'roten' Stadtrat und er stellte Marianne Hapig ein.«

aus: Erich Klausener, Frauen in Fesseln, Berlin 1982.

Marianne Hapig blieb vier Jahre in Neukölln, dann wechselte sie in das katholische St. Hedwig-Krankenhaus nach Berlin-Mitte. Einen Namen hat sie sich vor allem durch ihre engagierte Hilfe für Opfer des Nazi-Regimes erworben. Sie half zum Beispiel, rassistisch verfolgten Krankenschwestern als private Krankenpflegerinnen unterzutauchen. Und gemeinsam mit ihrer Freundin, die 1933 als Dozentin an der »Katholischen sozialen Frauenschule« entlassen worden war und dann als Gefängnisfürsorgerin arbeitete, kümmerte sie sich um inhaftierte Nazi-Gegner und ihre Familienangehörigen. Insbesondere nahmen sich die beiden der Frauen des »20. Juli« an. Sie organisierten Treffen, auf denen die Frauen ihre Erfahrungen in der Häftlingsbetreuung austauschen und sich gegenseitig Trost spenden konnten.

Helene Jung

01.12.1896 – 27.12.1976

Vor 1933 war Helene Jung Lehrerin an der Rütli-Schule gewesen, einer der bekanntesten Reformschulen Neuköllns. Nach 1945 arbeitete sie zunächst in der Ausbildung von neuen Lehrkräften. Anders als sie waren die meisten Lehrer und Lehrerinnen NS-belastet und sollten abgelöst werden.

Doch woher Ersatz nehmen? Bereits im Sommer 1945 wurde eine Lehreraus- und -fortbildung eingerichtet, die in Neukölln gemeinsam von Frau Adamek und Helene Jung geleitet wurde.



Helene Jung

Die Neulehrer und -lehrerinnen wurden sofort im Unterricht eingesetzt und erhielten parallel dazu eine mehrmonatige Ausbildung. Vielen Frauen bot dies den Einstieg in einen Beruf, der ihren Herkunftskreisen bis dahin verschlossen geblieben war. Die Neuköllnerin Friedel Franczik, eine einfache Verkäuferin, die für ihren Widerstand gegen das Nazi-Regime im Gefängnis gesessen hatte, stieg bis zur Oberstudienrätin für Mathematik auf.

1948 übernahm Helene Jung die Leitung der Volkshochschule in Neukölln. Ihr Vorgänger war ein Opfer des Kalten Krieges geworden. Karl Schröder, Antifaschist, wegen langjähriger Haft schwer krank, musste wegen seiner Mitgliedschaft in der SED abtreten. Helene Jung gehörte seit ihren Jugendjahren der SPD an. 1948 bis 1950 war sie Mitglied der Bezirksverordnetenversammlung in Neukölln. Außerdem hatte sie verschiedene Gewerkschaftsfunktionen inne.

Nach Charlotte Doering, die gemeinsam mit Karl Schröder die Volkshochschularbeit in Neukölln nach 1945 wieder aufgebaut hatte und viele Jahre Geschäftsführerin dieser VHS war, hat Karl Schröder selbst Helene Jung als seine Nachfolgerin vorgeschlagen, weil er sie sehr schätzte: »Frau Jung wurde in einer schwierigen Zeit Leiterin, während der Blockade. Das Volkshochschulprogramm musste eingeschränkt werden. Wir mussten improvisieren. Ich kann mich erinnern, ich habe mit einem Handwagen vom Osthafen Kohlen herangeschleppt. Ich wohnte ja in Friedrichshain, im Ostsektor. Frau Jung war ein sehr interessierter Mensch. Sie war sehr ehrgeizig und hat ihre ganze Kraft

darangegeben. Frauen haben es ja noch schwerer, sich durchzusetzen. Ich habe mitgezogen. Ich habe gedacht, nun sind wir zwei Frauen, nun wollen wir auch bestehen. Wenn Leute aus dem Bundesgebiet kamen, um die Volkshochschule kennenzulernen, dann kamen sie immer zu uns nach Neukölln. Bewusst hat sie politisch nichts anders gemacht als Karl Schröder. Aber die Zeiten beruhigten sich und das Programm veränderte sich. Sie hat versucht, etwas mehr System reinzubringen. Als Lehrerin hatte sie auch eine andere Mentalität. Frau Jung ging vielleicht etwas mehr ins Ästhetische, ins Literarische.«

Zu den Kursen der Volkshochschule, die sich speziell an Frauen richteten, gehörten in den Anfangsjahren:

- Näh- und Schreibmaschinenkurse
- »Kunstgewerbliche Handarbeiten für Frauen und Mädchen - Aus alt mach neu.«
- »Wie beschäftige ich mein Kind« für »Jungerzieher, Hortner und Mütter« mit »praktischer Anleitung für die Spielzeugherstellung aus Abfallstoffen«
- ein Kurs »Sparmaßnahmen im Haushalt - Ratschläge für Frauen. Wir sagen auch jetzt 'ja' zum Leben«
- Vorträge und Führungen mit Reinhard Bickerich über die Verwendungsmöglichkeiten von »Wildgemüse und Pilzen« für den Speiseplan
- »Ehe und Privatleben in der Sowjet-Union«
- »Die Rolle der Frau in Gegenwart und Zukunft«

Übrigens hatten die beiden Frauen – Helene Jung und Charlotte Doering – zumindest in den ersten beiden Jahren ihres gemeinsamen Wirkens an der Neuköllner VHS auch eine Stadträtin als Vorgesetzte. 1948 war mit Charlotte Buchwald erstmals eine Frau als Stadträtin in Neukölln gewählt worden. Sie hatte allerdings das Amt der Volksbildungsstadträtin nur bis zur nächsten Wahl Ende 1949 inne. Die Leiterin der Volkshochschule Helene Jung ging 1961 in den Ruhestand.

Elly Heuss-Knapp

25.01.1881 – 19.07.1952

Auf dem Widmungsschild an der Elly-Heuss-Knapp-Straße im Frauenviertel steht »Gründerin des Müttergenesungswerkes« und »Ehefrau des ersten Bundespräsidenten«. Hat diese Frau so wenig Verdienste, dass es notwendig war, auf ihren berühmten Mann zurückzugreifen?

Elly Knapp, Tochter eines Universitätsprofessors, hatte zunächst das Lehrerinnenexamen und damit den höchsten Bildungsgrad erworben, der Frauen in Deutschland im letzten Jahrhundert offen stand. Anschließend besuchte sie national-ökonomische Vorlesungen an verschiedenen Universitäten. Die Mutter von Elly Knapp, eine Armenierin, war 1873 zum Studium nach Deutschland gekommen und hatte schließlich ihren Professor, den Vater von Elly Knapp, geheiratet.

Gemeinsam mit ihrer älteren Schwester Marianne gründete Elly Knapp in ihrer Jugendzeit einen »Radlerclub«. Die beiden Schwestern entdeckten ihre Begeisterung fürs Radfahren in einer Zeit, als dieses für Frauen noch als anstößig galt. Mit ihren Freundinnen unternahmen die beiden Ferienreisen bis an die Nordsee und in die Dolomiten. Auch dies war damals keineswegs selbstverständlich für »junge Damen«. Aus der Schweiz schreibt Elly Knapp: »Dort habe ich nun mit einem jungen Kieler Mädchen Freundschaft geschlossen, die starr ist über meine Selbständigkeit.«

Bestimmend für den weiteren Lebensweg von Elly Knapp war die Bekanntschaft mit Alice Salomon, die sie während ihres Studiums in Berlin machte. Alice Salomon gründete 1908 die erste »Soziale Frauenschule« in Deutschland und war eine wichtige Vertreterin der bürgerlichen Frauenbewegung. Elly Knapps Interesse an der Sozialen und der Frauenfrage führte sie aber auch in Kreise der Arbeiterinnenbewegung. 1906 beteiligte sie sich an einer Ausstellung von Gewerkschafterinnen über die Arbeits-situation in der Heimarbeit, die großen Anklang auch in fortschrittlichen bürgerlichen Kreisen fand. Elly Knapp entwickelte eine breite Vortrags- und Dozentinentätigkeit an verschiedenen Fraueneinrichtungen wie zum Beispiel dem Lette-Verein, die sie auch nach ihrer Heirat mit Theodor Heuss 1908 und nach



Elly Heuss-Knapp mit ihrem Sohn 1916.

der Geburt eines Kindes 1910 nicht aufgab. Interessant ist auch die Tatsache, dass sie fortan den Doppelnamen Heuss-Knapp führte, was offiziell gar nicht vorgesehen war. Eine gewisse Legitimation für eine solche Sonderform des Namens gab ihr ihre schriftstellerische Tätigkeit. Denn ihre Bemühungen um die Aufklärung der Frauen schlugen sich in den folgenden Jahren in zahlreichen Veröffentlichungen nieder. 1909 gab sie zum Beispiel das Buch »Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre für Frauen« heraus, das bis 1929 acht Auflagen erlebte und zu einem Standardwerk avancierte.

Als die Frauen 1918 in der Novemberrevolution endlich das Wahlrecht errangen, arbeitete Elly Heuss-Knapp im parteiübergreifenden Wahlkampfbüro der bürgerlichen Frauen in Berlin mit. Sie war zuständig für die Wahlslogans und dichtete: »Frauen, werbt und wählt, jede Stimme zählt! Jede Stimme wiegt, Frauenwille siegt!« Während Theodor Heuss für die Deutsch-Demokratische Partei in die Nationalversammlung und in den Reichstag einzog, hatte sie selbst zugunsten eines Mannes auf einen sicheren Listenplatz verzichten müssen und wurde nicht gewählt.

1933 übernahm Elly Heuss-Knapp die Funktion des »Familienernährers«, nachdem Theodor Heuss trotz Zustimmung zum Ermächtigungsgesetz von den Nazis Berufsverbot erhalten hatte. Zwar konnte auch sie selbst nicht mehr ihre bisherigen Tätigkeiten ausüben, aber sie war flexibel und findig genug, sich ein neues Erwerbsfeld zu erschließen. Sie textete Werbesprüche für den Rundfunk und drehte Werbefilme für Produkte wie Persil und Nivea. Ob ihr dabei ihre Erfahrungen als Texterin von Wahlkampflogans für Frauen zugute kam? In einer Geschichte über die Rundfunkwerbung wird sie als Pionierin auf diesem Gebiet bezeichnet. Wäre das nicht eine passende Angabe für das Widmungsschild gewesen?

Denn auch als »Gründerin des Müttergenesungswerkes«, wie dort weiter steht, verstand sie sich nicht. Die Idee hierzu sei von Antonie Nopitsch gekommen. Sie selbst habe lediglich ihre gesellschaftliche Position als Gattin des Bundespräsidenten genutzt, um ihr bundesweit zum Durchbruch zu verhelfen und deshalb auch den Vorsitz übernommen. Nach dem Tod von Elly Heuss-Knapp wurde übrigens auf ihren persönlichen Wunsch Helene Weber, eine weitere Namensgeberin aus dem Frauenviertel, ihre Nachfolgerin.

Nach 1945 war Elly Heuss-Knapp außerdem Abgeordnete im Württembergischen Landtag und gefragte Ratgeberin für die amerikanische Besatzungsmacht. Dass sie nicht wie ihr Mann an die erste Stelle in der neuen Republik aufrückte, ist ausschließlich auf ihr Geschlecht zurückzuführen. Denn hinsichtlich ihrer Qualifikationen und Verdienste stand sie Theodor Heuss in nichts nach.

Elly Heuss-Knapp, Bürgerin zweier Welten. Ein Leben in Briefen und Aufzeichnungen, Tübingen 1961.

Elfriede Kuhr

20.09.1891 – 18.07.1966

»Es war im Weltkrieg. Ich war im 6. Semester – die erste und alleinige sogenannte ‘Hilfsärztin’ im Krankenhaus Neukölln. ... Bei Dr. Friedmann hatte ich zu Anfang ... 250 Betten mitzuversorgen, nämlich Kriegsverletzte, dann Patienten der gynäkologischen Station, die Kinderabteilung und auch venerisch Erkrankte. Für alle schrieben wir die Krankengeschichten mit der Hand, Sekretärinnen gab es nicht. Die meisten jüngeren Schwestern waren im Felde. Es würde mir heute kein Kollege mehr glauben, wie oft wir nachts auf die Station mussten, und wie viel öfter noch wir geweckt wurden. ... So etwas wie Laborantinnen gab es nicht. Wir machten alle Laborarbeiten selbst ... Einmal folgte mir ein kleines Mädchen ins Labor und sah mich dort mit den Uringläsern hantieren. Es stemmte die Hände in die Seiten und sagte tief empört: ‘Sag’ mal, Tante Dokta, kann det denn nich der Onkel Dokta machen?’«

50 Jahre Städtisches Krankenhaus Neukölln 1909-1950, Berlin 1959

Nachdem Elfriede Kuhr die »Bewährungsprobe« bestanden hatte, wurden weitere sieben Ärztinnen am Krankenhaus Neukölln eingestellt. In ihrem Arbeitsvertrag mussten alle unterschreiben, »dass ihre Beschäftigung zunächst nur für die Zeit erfolgt, während welcher durch die Einziehung anderer Assistenzärzte zum Kriegsdienst Stellen frei sind«. Das bedeutete, dass ihr Arbeitsverhältnis bei der Rückkehr der Ärzte aus dem Krieg fristlos endete. Immerhin wurden sie zumindest finanziell den männlichen Kollegen gleichgestellt, was damals absolute Ausnahme im öffentlichen Dienst war.

Während der Weimarer Republik arbeitete Elfriede Kuhr beim »Verband der öffentlichen Versicherungen«. Sie untersuchte Todesursachen und erstellte die ersten Sterbestatistiken. 1933 von den neuen Machthabern »wegen politischer Unzuverlässigkeit« entlassen, eröffnete sie eine eigene Praxis in Neukölln. Ab 1945 war sie Amtsärztin in Neukölln. 1950 wurde sie zur Gesundheitsstadträtin gewählt. Diese Funktion hatte sie bis 1958 inne.

Über ihre Tätigkeit als Gesundheitsstadträtin schrieb das »Berliner Ärzteblatt« anlässlich des 75. Geburtstags von Elfriede



Mitglieder des Bezirksamtes Neukölln, Gesundheitsstadträtin Elfriede Kuhr, ca. 1950.

Kuhr im Jahre 1966: »Mit amerikanischer Hilfe hat Frau Kuhr eine Mütterbetreuung in Neukölln als Musterdistrikt eingerichtet, die sich die Minderung der Säuglingssterblichkeit zum Ziel gesetzt hat und unter anderem auch eine Tbc-Heilstätte für Kinder mit Internatscharakter umfasst. In ihrer Amtszeit wurden Krankenhausstationen wiederaufgebaut, das Columbia Bad wurde errichtet und ein audiometrisches Hörzentrum geschaffen. Beschäftigungstherapeuten, freiwillige Helfer in der Säuglingspflege und Diäthelferinnen für Zuckerkrankte wurden ausgebildet. Neben ihrer dienstlichen Tätigkeit leitete die Stadträtin zahlreiche Vortragsreihen an der Otto-Suhr-Volkshochschule. Als stellvertretende Vorsitzende des Gesundheitsausschusses hat sie im Abgeordnetenhaus einen Initiativantrag zur Behebung der Bettennot in den Krankenhäusern eingebracht und die Gründung einer Schule zur Ausbildung von Hauskrankenpflegerinnen angeregt. ... Zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen auf versicherungsmedizinischem und kommunalhygienischem Gebiet ergänzen ihre vielseitige politische und praktische Tätigkeit; in letzter Zeit legte sie unter anderem Vorschläge für eine neuzeitliche Krankenhaus- und Versicherungsstatistik vor und schrieb über 'Die Kunst ein alter Mensch zu sein'.«

Elfriede Kuhr war die zweite weibliche Stadträtin in Neukölln. In der Wahlperiode 1948/49 hatte es mit Charlotte Buchwald bereits eine Chefin im Volksbildungsressort gegeben. Zwei »Alibi-Frauen« im Kreise ansonsten männlich bestimmter Bezirkspolitik waren das, was von dem großen politischen Einfluss, den der Neuköllner Frauenausschuss in den ersten Nachkriegsjahren bis zu seiner Auflösung 1947 besaß, übrig blieb.

Eine Frau, die wie Elfriede Kuhr Mitglied der CDU war, erinnert sich: »Sie wollte, dass ich Delegierte in der Partei werden sollte. Ich sagte ihr, dass mein Mann noch nicht aus dem Krieg zurück sei und ich zwei kleine Kinder hätte. Sie bestand darauf, dass ich trotzdem kandidieren sollte. Aber ich lehnte ab. Mein Mann hätte das auch nicht gewollt.«

FRIEDERIKE NADIG

Friederike Nadig

11.12.1897 – 14.08.1970

»Im Parlamentarischen Rat ist die deutsche Frau zahlenmäßig viel zu gering vertreten. Das Grundgesetz muss aber den Willen der Staatsbürger, die überwiegend Frauen sind, widerspiegeln.«
Friederike Nadig, »Die neue Zeitung« 25.09.1948

»Die zweite sozialdemokratische Delegierte im Parlamentarischen Rat neben Elisabeth Selbert, war 51 Jahre alt. Ursprünglich Verkäuferin, absolvierte sie nach dem Ersten Weltkrieg die richtungsweisende, 1908 von Alice Salomon gegründete, 'Soziale Frauenschule' in Berlin und machte 1922 das Examen als Wohlfahrtspflegerin. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie Geschäftsführerin der neugegründeten 'Arbeiterwohlfahrt' im Bezirk Ostwestfalen.

Politisch war Friederike Nadig eine erfahrene Frau: bereits mit 16 Jahren schloss sie sich dem Arbeiterjugendbund an und drei Jahre später der SPD, zur Zeit des Parlamentarischen Rates konnte sie somit auf eine über dreißigjährige Parteimitgliedschaft zurückblicken. Auch als Mandatsträgerin brachte sie Kenntnisse mit: 1930 bis 1933



Friederike Nadig um 1948

gehörte sie dem Westfälischen Provinziallandtag an und seit 1947 dem Nordrhein-Westfälischen Landtag. 1949 zog Friederike Nadig auch in den Bundestag ein und behielt ihr Mandat drei Legislaturperioden lang. Ihre Beiträge dort konzentrierten sich



Friederike Nadig um 1948

A faded, sepia-toned portrait of Friederike Nadig, an elderly woman with short, dark hair, looking slightly to the right. She is wearing a dark, high-collared garment. The background is light and out of focus.

fast ausschließlich auf die Durchsetzung der Gleichberechtigung im Ehe- und Familienrecht. 1961, mittlerweile 64 Jahre alt, schied sie aus dem Bundestag aus. Sie unterlag einem Mann in ihrem Wahlkreis. Auf der Landesliste wollte man sie nicht absichern, es gab bereits eine Frau auf einem aussichtsreichen Platz. Friederike Nadig starb 1970 in ihrer Geburtsstadt Herford.«

Aus: Ariadne Heft 30, 1996, Hrsg. Archiv der deutschen Frauenbewegung, Kassel

Helene Nathan

23.08.1885 – 23.10.1940

Als Leiterin der städtischen Volksbücherei kam Helene Nathan 1921 nach Neukölln. Sie war die Nachfolgerin von Gertrud Bernewitz, die der Bibliothek seit ihrer Eröffnung im Jahre 1914 vorstand und nach ihrer Verheiratung entlassen worden war. Die Entlassung verheirateter Frauen aus dem öffentlichen Dienst war während der Weimarer Republik weiterhin allgemein üblich, auch wenn die Frauen in der Verfassung »dem Grunde nach« den Männern gleichgestellt worden waren. Um so erstaunlicher mutet es an, dass in dem mit Helene Nathan abgeschlossenen Vertrag die männliche und weibliche Form vorgedruckt war.



Helene Nathan

Helene Nathan, die nach einem Studium der Geschichte und Literatur 1911 promoviert und zuletzt an der »Zentralstelle für Büchereiwesen« in Leipzig angestellt gewesen war, beantragte unter Hinweis auf ihre wissenschaftliche Vorbildung eine höhere Einstufung ihrer Stelle als Bibliotheksleiterin. Ihr Gesuch wurde mit der Begründung abgelehnt, dass ein akademischer Grad für die Tätigkeit in einer Volksbücherei nicht notwendig sei. Durch die Abgrenzung von den wissenschaftlichen Bibliotheken sparten die Kommunen Personalkosten, zumal überwiegend Frauen eingestellt wurden, die generell niedriger als Männer entlohnt wurden. Als Argument für diese Bevorzugung von weiblichem Personal in den Volksbüchereien wurde angeführt, dass Frauen aufgrund ihres mütterlichen Wesens für die intensive Betreuung der Leserinnen und Leser, die bei dieser Art von Bibliotheken im Unterschied zu den wissenschaftlichen Einrichtungen im Vordergrund stehe, prädestiniert seien. Die öffentlichen Bibliotheken waren in den zwanziger Jahren noch nicht nach dem heutigen Freihandmagazin organisiert. In Neukölln waren auch die Bestandskataloge nur dem Personal zugänglich. Wer ein Buch haben wollte, musste sich an die Bibliothekarinnen wen-



Helene Nathan bei einer Demonstration.

den und sich von diesen beraten lassen. Leserinnen und Leser sollten nicht durch falsche Lektüre vom weiteren Lesen abgeschreckt werden.

Auch Helene Nathan gehörte zu den Verfechterinnen dieses aufklärerischen und bildungspolitisch orientierten Bibliotheksverständnisses. Sie forderte von ihren Kolleginnen, die wie sie selbst aus »wohlbehüteten Bürgerhäusern« stammten, dass sie sich mit den Arbeits- und Wohnverhältnissen, den Lebensgewohnheiten und Ansichten der Neuköllner Leserschaft vertraut machen sollten. Sie sollten »ihren Platz hinter dem Ausleihthresen verlassen und Arbeiterversammlungen besuchen«.

Helene Nathan engagierte sich in der Sozialdemokratie. Sie nahm an Demonstrationen und Ausflügen teil und hielt Vorträge an der Volkshochschule. Besonders regen Kontakt pflegte sie mit jungen Menschen, die sie in ihre Wohnung einlud. Dort diskutierte sie nicht nur mit ihnen, sondern ließ ihnen auch tatkräftige Hilfe angedeihen, zum Beispiel in Form einer warmen Mahlzeit. Die Bibliotheksleiterin arbeitete eng mit anderen Reformern und Reformern im Bezirk zusammen. Mit der Rektorin der II. Mädchenmittelschule Gertrud Rosenow war sie befreundet. Die beiden Frauen unterstützten sich gegenseitig in ihrem Bestreben, der arbeitenden Bevölkerung bessere Bildungschancen zu verschaffen und neue Bildungsinhalte durchzusetzen.

Helene Nathan beschäftigte sich auch mit dem Leseverhalten von Frauen und der Frage, wie die Bildung von Frauen gefördert werden könne. Dass die Leserinnen vor allem sogenannte Gemütsliteratur in den Büchereien ausliehen, führt sie darauf zurück, dass es häufig »an anspruchsvoller Literatur für Frauen in den Bibliotheken mangle«. Und das Bibliothekspersonal würde die Lesegewohnheiten der Frauen bestärken, indem es ihnen keine Alternativen anböte. Helene Nathan war davon überzeugt, dass sich mit der Veränderung der gesellschaftlichen Stellung der Frauen auch ihr Leseverhalten wandeln werde. Bei organisierten Arbeiterinnen, berufstätigen bürgerlichen Frauen und weiblichen Intellektuellen sei dies bereits festzustellen.

»Auf Grund ihres an den Tag gelegten feindlichen Verhaltens gegen die jetzige Regierung« wurde Helene Nathan am 25. März 1933 fristlos gekündigt. Als weiterer Entlassungsgrund wurde auf ihre jüdische Abstammung verwiesen. Helene Nathan musste noch am gleichen Tag die Bibliothek verlassen und durfte sie nicht mehr betreten. Erwerbslos, in eine »Judenwohnung« eingewiesen, von vielen alten Bekannten gemieden, ohne Aussicht auf Auswanderung beging Helene Nathan am 23. Oktober 1940 Selbstmord.

An Helene Nathan erinnern außer dem Straßennamen im Frauenviertel eine Gedenktafel am Eingang der ehemaligen Neuköllner Volksbücherei, dem heutigen Heimatmuseum, und die Benennung der neuen Stadtbibliothek nach ihr.

ELISABETH SELBERT

Elisabeth Selbert

22.09.1886 – 09.06.1986

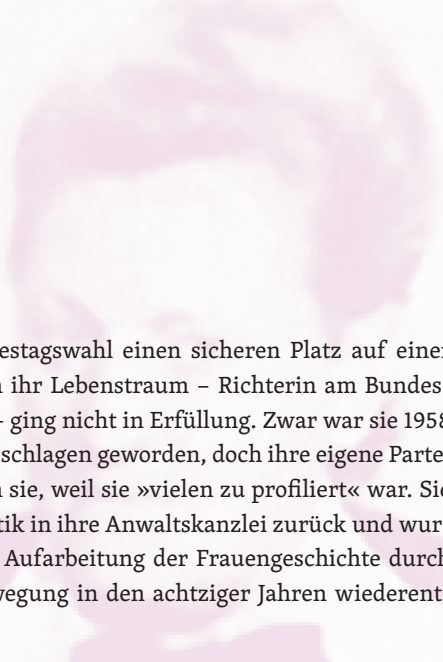
Vier Mütter des Grundgesetzes gibt es - doch nur eine Mutter des Gleichberechtigungsgrundsatzes: Elisabeth Selbert. Die Sozialdemokratin initiierte den Antrag »Frauen und Männer sind gleichberechtigt« und setzte ihn gegen übermächtigen Widerstand durch. Von ihren drei Kolleginnen bekam sie dabei keine Unterstützung. Ihre SPD-Parteigenossin Friederike Nadig befürchtete ein »Rechtschaos«, wenn das gesamte Familienrecht dem Gleichberechtigungsgrundsatz angepasst werden müsste, und Helene Weber von der CDU und Helene Wessel vom Zentrum stimmten bei der ersten Behandlung von Elisabeth Selberts Antrag im Parlamentarischen Rat wie die Mehrheit der Männer dagegen.

Doch Elisabeth Selbert gab nicht auf: »Wie ein Wanderprediger bin ich von Versammlung zu Versammlung gefahren und habe den Frauen erzählt, was für eine Art Ausnahmegesetz sie zu erwarten hätten, wenn sie nicht dazu beitrügen, den CDU-Antrag zu Fall zu bringen.« Ihre Kampagne bringt hunderte von Eingaben an den Parlamentarischen Rat, die sich alle für ihren Antrag aussprechen. Alle weiblichen Abgeordneten der Landesparlamente außer Bayern unterstützen ihn, die meisten Frauenverbände, Frauenausschüsse und -sekretariate von Gewerkschaften, Firmen und Gemeinden etc. Aus Furcht, dass die Verfassung bei einer Volksabstimmung von den Frauen, die kriegsbedingt zu dieser Zeit immerhin zwei Drittel der gesamten Wählerschaft ausmachen, abgelehnt würde, nimmt der Parlamentarische Rat am 18. Januar 1949 einstimmig den Antrag von Elisabeth Selbert an. Es war, wie sie sich selbst später erinnert, »die Sternstunde meines Lebens«.



Die Mütter des Grundgesetzes: Friederike Nadig, Elisabeth Selbert, Helene Weber, Helene Wessel.

Die praktische Umsetzung ihres Lebenswerkes als Bundestagsabgeordnete zu begleiten, war ihr nicht vergönnt. Obwohl sie damals neben Louise Schroeder, der Berliner Bürgermeisterin, die bekannteste Sozialdemokratin in Deutschland war, bekam

A black and white portrait of Elisabeth Selbert, a woman with short, dark, wavy hair, wearing a dark jacket over a light-colored blouse. She is looking slightly to the right of the camera with a neutral expression.

sie bei keiner Bundestagswahl einen sicheren Platz auf einer SPD-Wahlliste. Auch ihr Lebenstraum – Richterin am Bundesverfassungsgericht – ging nicht in Erfüllung. Zwar war sie 1958 für dieses Amt vorgeschlagen worden, doch ihre eigene Partei entschied sich gegen sie, weil sie »vielen zu profiliert« war. Sie zog sich aus der Politik in ihre Anwaltskanzlei zurück und wurde erst im Zuge der Aufarbeitung der Frauengeschichte durch die Neue Frauenbewegung in den achtziger Jahren wiederentdeckt.

Bis zu ihrer Heirat 1920 hatte Elisabeth Selbert als Auslandskorrespondentin und Telefonistin gearbeitet. Kurz nach ihrer Eheschließung holte sie das Abitur nach und begann nach der Geburt von zwei Kindern ein Jurastudium. Angespornt wurde die Sozialdemokratin dabei von der Einsicht, dass Frauen Wissen brauchen, wenn sie etwas ändern wollen. Diese Motivation schlug sich auch im Thema ihrer Doktorarbeit »Zerrüttung als Ehescheidungsgrund« nieder. Nach ihrer eigenen Aussage wurde sie bei alledem von ihrem Ehemann unterstützt, was Elisabeth Selbert darauf zurückführt, dass dieser als Sozialdemokrat der Frauenemanzipation aufgeschlossen gegenüberstand. Aber auch unter Sozialdemokraten war es keineswegs selbstverständlich, dies für ihre eigene Frau zu akzeptieren. Nur wenige Männer sind bereit hinzunehmen, dass ihre Frau eine höhere Qualifikation erwirbt, als sie selbst haben. Ihre Zulassung als Anwältin ermöglichte es Elisabeth Selbert, nach 1933, als ihr Mann aus politischen Gründen seine Stelle verlor, für den Unterhalt der Familie zu sorgen.

DOROTHEA STUTKOWSKI

Dorothea Stutkowski

08.08.1908 - 02.05.1985

Obwohl die Frauen überall in den evangelischen Kirchen die Hauptstütze der Gemeindearbeit darstellten, blieben sie bis Mitte der zwanziger Jahre von den Kirchenämtern ausgeschlossen. Ihre Tätigkeit als Diakonissinnen und Gemeindeschwestern, als helfende Pfarrersgattin, in der »Frauenhilfe« und den »Jungfrauenvereinen« war dagegen gern gesehen.

Erst 1927 wurden die ersten Theologinnen als Vikarinnen in der evangelischen Kirche zugelassen. Doch ihr Einsatzgebiet blieb auf karitative und pädagogische Bereiche beschränkt. Gottesdienste durften Frauen weiterhin nicht abhalten. Ebenso blieb ihnen die Ordination zum Priesteramt versagt. Unter den ersten Vikarinnen in Berlin war Dorothea Stutkowski. Sie arbeitete seit Ende 1939 im »Büro Grüber«, das »nichtarische Christen« in Fragen der Seelsorge, der Wohnungs- und Arbeitssuche, des Schulbesuchs und der Emigration betreute. Die Initiative, diesen rassistisch Verfolgten zu helfen, ging übrigens auf zwei Frauen zurück: Marga Meusel und Charlotte Friedenthal, die eine Leiterin, die andere Mitarbeiterin des Evangelischen Bezirkswohlfahrtsamtes Zehlendorf.

Dorothea Stutkowski gehörte zur »Bekennenden Kirche«, die die Instrumentalisierung der Evangelischen Kirche durch das Nazi-Regime ablehnte. Bereits seit Anfang 1939 betreute sie einen Bibelkreis in Neukölln, in dem einmal in der Woche Men-



Dorothea Stutkowski um 1950

schen jüdischer Abstammung zusammenkamen. »Mein Vater fand hier seinen Halt«, erinnert sich ein Zeitzeuge. Und eine Zeitzeugin betont, wie viel den Vereinsamten und Verzweifelten diese Treffen bedeuteten, wie wohl es ihnen tat, wieder einmal als Mensch behandelt zu werden.

Dorothea Stutkowski kümmerte sich auch um die Seelsorge »nichtarischer Christen« in Krankenhäusern und Haftanstalten. Außerdem baute sie einen Kreis von Konfirmandinnen auf, in dem die jungen Mädchen Handarbeiten für »nichtarische« Kinder und Alte »erledigen« und »ihre eigenen Nöte und Lebensfragen« einbringen konnten. Auf Verlangen der Gestapo musste Dorothea Stutkowski im Mai 1940 aus dem »Büro Grüber« entlassen werden. Nach den NS-Bestimmungen durften nur Juden für Juden arbeiten.

Dorothea Stutkowski erhielt keine andere Anstellung bei der »Bekennenden Kirche«, weil diese befürchtete, dass die Vikarin auf der »schwarzen Liste« der Gestapo stehen würde. Dadurch war sie nicht länger geschützt vor einer Dienstverpflichtung in einem kriegswichtigen Betrieb. Trotz Verbot und persönlicher Gefährdung setzte Dorothea Stutkowski unter den erschwerten Bedingungen ihre Betreuungsarbeit fort. Sie besuchte Familien mit »nichtarischen« Angehörigen, brachte ihnen Lebensmittel, Kleidung und Medikamente und hielt die briefliche Verbindung zu Verhafteten aufrecht. Auch auf ihre eigene Gesundheit nahm sie dabei keine Rücksicht. Wegen gesundheitlicher Schäden verweigerten ihr die Kirchenbehörden auch nach 1945, sie wieder einzustellen.

THERESIA BENEDIKTA

Theresia Benedikta

12.10.1891 - 09.08.1942

Unter ihrem Ordensnamen Theresia Benedikta, den das Straßenschild im Frauenviertel trägt, ist sie kaum bekannt, um so mehr unter ihrem weltlichen Namen: Edith Stein.

Nach ihrem Philosophiestudium wird sie 1917 erste philosophische Assistentin an einer deutschen Universität, aber alle ihre Versuche, sich für die Hochschullaufbahn weiterzuqualifizieren, scheitern. Im Oktober 1919 teilte ihr zum Beispiel der Dekan der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen mit: »Sehr geehrtes Fräulein Doktor! Zu meinem Bedauern habe ich Ihnen mitzuteilen, dass ich auf Grund einer Beratung der Vorcommission nicht in der Lage bin, Ihre Arbeit dem Herrn Referenten zu überweisen. Die Zulassung einer Dame zur Habilitation begegnet immer noch Schwierigkeiten. ...«

Über die Philosophie entdeckte Edith Stein die katholische Mystik. Insbesondere die Schriften der Mystikerin Teresa von Avila beeindruckten sie tief. 1922 ließ sich Edith Stein, deren Familie jüdischen Glaubens war und die sich selbst bis dahin als Atheistin verstanden hatte, katholisch taufen. 1933 trat sie in den katholischen Orden der Karmeliterinnen ein. 1939 fand sie auf der Flucht vor der immer bedrohlicheren Judenverfolgung in Nazi-Deutschland Asyl in einem holländischen Kloster. 1942 wurde die katholische Nonne wegen ihrer jüdischen Herkunft gemein-



Edith Stein

sam mit ihrer Schwester, derentwegen sie auf ein sicheres Exil verzichtet hatte, nach Auschwitz deportiert, wo sie ermordet wurde. Ein Hinweis hierauf fehlt auf ihrem Widmungsschild im Frauenviertel.

In einem Brief an Papst Pius XI. hatte Edith Stein bereits 1933 auf den Rassismus und die Gefahren des Nationalsozialismus aufmerksam gemacht. Am 10. Oktober 1998 wurde sie von Papst Johannes Paul II. heilig gesprochen.

Edith Stein hat sich in zahlreichen Vorträgen und Aufsätzen mit dem Wesen und der Bestimmung der Frau beschäftigt. Aus dem »Beruf des Mannes und der Frau nach Natur- und Gnadenordnung« leitete sie Grundsätze für das »christliche Frauenleben«, den »Ethos der Frauenberufe« und »Grundlagen der Frauenbildung« ab. Nach Edith Stein ist die Frau von Natur aus zur Gattin und Mutter berufen. Ihre Aufgabe, Halt und Stütze zu sein, ist aber nicht auf den Mann und die Familie beschränkt, sondern gilt für alle Menschen und kann deshalb in Form der Ehe, eines sozialen oder pädagogischen Berufs oder aber als »Braut Christi« verwirklicht werden. Mädchen sollen deshalb durch die Erziehung sowohl zur Ehe als auch zum ehelosen Leben befähigt werden. Da im Zentrum der Frauenseele das Gemüt steht, habe auch im Mittelpunkt der Frauenbildung die Gemütsbildung zu stehen. Die Erziehung zu wahren Frauentum kann nach Edith Stein nur von Frauen geleistet werden. Damit begründet sie die Einrichtung reiner Mädchenschulen und den ausschließlichen Einsatz von Lehrerinnen an diesen Schulen.

Edith Stein, Die Frau. Ihre Aufgabe nach Natur und Gnade, Werke Bd. 5, Hrsg. L. Gelber, R. Leuven, Freiburg 1959.

Ursulinen

Der katholische Orden der Ursulinen wurde 1535 in Italien von Angela Merici begründet. Nach der Heiligenlegende soll die bretonische Prinzessin Ursula auf dem Rückweg von einer Pilgerfahrt nach Rom im 5. Jahrhundert zusammen mit den Jungfrauen, die sie begleiteten, in der Nähe von Köln auf Befehl zweier römischer Generäle ermordet worden sein. Die Generäle befürchteten, dass die beispielhafte Frömmigkeit der Frauen



Mädchenpensionat der Ursulinen in der Lindenstraße, Berlin 1872.

alle Barbaren des Nordens zum Glauben an Christus bekehren könnten. Nach anderen Überlieferungen sollen sie und weitere 11.000 Jungfrauen Opfer der Hunnen geworden sein. Vieles spricht dafür, dass mit der Heiligen Ursula die heidnische Bären-göttin, die nicht nur im Kölner Raum große Verehrung erfuhr, christianisiert werden sollte.

Nach offizieller Darstellung der katholischen Kirche sind die Ursulinen der erste weibliche Lehrorden. Allerdings waren bereits die meisten der frühen Nonnenklöster Zentren der Frauenbildung. Die Ursulinen kannten zunächst keine Ordensgelübde und keine Ordenskleidung. Sie lebten nicht in einer Ordensgemeinschaft, sondern wanderten als Hauslehrerinnen von Ort zu Ort, um ihre Schülerinnen zu unterrichten. Ihr Bildungsangebot richtete sich an Mädchen aller Schichten, die auf ein auf den Regeln des Katholizismus fußendes Leben als Hausfrau und Mutter vorbereitet werden sollten.

In Berlin wurde 1854 erstmals eine Ursulinenschule für Pensionärinnen und Waisenmädchen eingerichtet. In der Schulordnung heißt es: »Besonderes Gewicht wird neben gründlicher Geistesbildung auf religiöse Erziehung und auf Gemütsbildung der Schülerinnen sowie auf ihre Gewöhnung zu Anstand und guter Sitte gelegt. ... Fremdartige Dinge, wie Geld, Spielsachen, Bilder, Erzählungsschriften usw. dürfen nicht in die Schule mitgebracht werden. Hinsichtlich des Anzugs resp. der Toilette ihrer Töchter werden die geehrten Eltern gebeten, die Anstalt in

ihrem Bestreben zu unterstützen, den Sinn der jungen Mädchen für Einfachheit und edlen Anstand zu pflegen.«

Während des sogenannten »Kirchenkampfes«, in dem es um die Stellung der Kirchen im neuen Kaiserreich ging, wurde den Ursulinen 1875 jegliches Wirken in der Kaiserhauptstadt untersagt. Sie mussten ihre Schule schließen und Berlin verlassen. Sieben Nonnen gingen daraufhin nach Rudow ins »Exil«, wo eine Gönnerin des Ordens ein Grundstück mit einem Wohnhaus, Stall und weiteren landwirtschaftlichen Nebengebäuden erwarb und an die Ursulinen verpachtete.

Mutter Augustina ließ sich als »Viehhalterin« registrieren, Kühe wurden angeschafft und der Verkauf von Milch wurde die Haupteinnahmequelle der Nonnen. Parallel dazu entwickelte sich die Niederlassung der Ursulinen in Rudow zu einem Begegnungszentrum der Berliner Katholiken und Katholikinnen. Fern des Berliner »Kirchenkampfes« konnten sie sich hier treffen und erholen. Initiiert von der Baronin Wangenheim wurden auch Exerzitien für »Damen der gehobenen Berliner Gesellschaft« hier draußen im Grünen durchgeführt.

Schließlich wurde den Ursulinen auch gestattet, wieder Unterricht zu erteilen. Die Genehmigung blieb allerdings auf eine Haushaltsschule beschränkt. Unter deren Tarnung wurden zwanzig Pensionärinnen und zehn weitere Schülerinnen »nebenbei« in Englisch, Französisch und Italienisch, Zeichnen und Musik unterrichtet. Auch Tanzen und Turnen stand auf ihrem Stundenplan. Nachdem 1887 das Verbot der katholischen Klöster aufgehoben wurde, kehrten die Ursulinen nach Berlin in die Lindenstraße zurück.

Jetzt erst konnten auch einige langjährige Novizinnen ihr Gelübde ablegen: »Rudow wurde auch das Haus der ‚ewigen‘ Kandidatur für Mater Aloysia, Mater Angela, Mater Margareta, für Sr. Michaela und Sr. Franziska. Dafür wurden sie dann auch einmal die aufsehererregenden ‚sieben Bräute‘. ‚Sieben Bräute? In einem Haus? An einem Tag? In einer Kirche? Aus einer Familie? Sieben Schwestern auf einmal?‘ Das war dem Verkäufer der sieben Brautschleier unfasslich. Mit Mühe und Not konnte verhindert werden, dass dies Ereignis in die Zeitung kam, was damals noch völlig inopportun gewesen wäre.«

Ihren Besitz in Rudow, den sie 1888 beim Tod von Maria Sarge erbten, nutzten die Nonnen noch einige Jahre als Erholungsheim.

100 Jahre Ursulinen in Berlin, Berlin 1954.

MATHILDE VAERTING

Mathilde Vaerting

10.01.1884 - 06.05.1977

»Die weibliche Eigenart im Männerstaat und die männliche Eigenart im Frauenstaat« lautete der Titel eines Buches, das 1921 erschien: Anhand von Beispielen aus der Geschichte und der Völkerkunde weist die Autorin nach, dass unterschiedliche Eigenschaften und Verhaltensweisen von Frauen und Männern nicht angeboren, sondern durch die gesellschaftliche Stellung bedingt sind. Männliche Intelligenz, Mut und Körperkraft sind für sie Ergebnis der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und Erziehung, weiblicher Schönheitstrieb, Furcht und Schwäche eine Folge jahrhundertelanger Frauenunterdrückung.

Diese feministische Weltsicht, die großes Aufsehen erregte, stammte aus der Feder einer Neuköllner Lehrerin. Mathilde Vaerting unterrichtete von 1912 bis 1923 am ersten städtischen Lyzeum in Neukölln. Lyzeum – so wurden die höheren Schulen für Mädchen im Unterschied zum Gymnasium für Jungen genannt, womit auch nach außen die geschlechtsspezifische Ausrichtung der Schulen, der Bildungsinhalte und -ziele dokumentiert wurde.

Im Elternhaus von Mathilde Vaerting hatte es diese Geschlechtertrennung in der Erziehung nicht gegeben. Auf Anregung der Mutter, die sich für die gleichberechtigte Entwicklung ihrer Kinder einsetzte, war sie gemeinsam mit ihren neun Geschwistern von einem Privatlehrer unterrichtet worden. Mathilde Vaerting arbeitete zunächst als Volksschullehrerin. 1908, als endlich die Universitäten für Frauen geöffnet wurden, begann sie Mathematik, Physik und Chemie zu studieren. Diese Fächer unterrichtete sie auch am Neuköllner Lyzeum, nachdem sie 1911 promoviert hatte. Und auf Grund ihrer Unterrichtsgestaltung war die Begeisterung ihrer Schülerinnen, wie diese sich selbst erinnern, für den angeblich »unweiblichen Stoff« kaum zu bremsen. Anstelle des üblichen Auswendiglernens propagierte Mathilde Vaerting in ihrer Schrift »Die Vernichtung der Intelligenz durch Gedächtnisarbeit«, Beobachten, Denken und Phantasie anzuregen.



Mathilde Vaerting 1930

1923 wurde Mathilde Vaerting als Professorin für Erziehungswissenschaften nach Jena berufen. Sie war die zweite Frau in einer solchen Funktion an einer deutschen Universität. Zehn Jahre lang war sie den Attacken ihrer männlichen Kollegen ausgesetzt. Sie griffen sie an, weil ihr die Habilitation und damit die

formelle Voraussetzung für die Hochschultätigkeit fehlte. Ein Dorn im Auge waren ihnen ihre provokanten Theorien. »Feminismus unter dem Deckmantel der Wissenschaft« hieß ein Pamphlet, das einer ihrer Kollegen gegen sie verfasste. 1933, nachdem die Nazis an die Macht gekommen waren, wurde Mathilde Vaerting – wie andere Frauen in führenden Positionen – fristlos entlassen.

Mathilde Vaerting schrieb an den Rektor der Universität, dass nationalsozialistische Studenten sich wegen ihrer Wiedereinstellung an den Führer wenden würden. Und sie wies daraufhin, dass die Studenten Material gesammelt hätten, dass für Universitätsangehörige »hinsichtlich der arischen Abstammung« gefährlich werden könnte. Versucht sie damit, ihre Wiedereinstellung zu erpressen? Oder handelt es sich um eine Warnung? Ihre Reaktion ist schwer zu interpretieren, wenn auch nicht außergewöhnlich. Viele reagierten mit Unverständnis, Anbiederung etc. auf den plötzlichen Abbruch ihrer Berufslaufbahn und den Verlust ihrer Erwerbsmöglichkeit.

Mathilde Vaerting revidierte ihre inhaltlichen Positionen nicht. Die Nazi-Diktatur war eine eingeschlechtliche Herrschaftsform, ein Männerstaat, wie Mathilde Vaerting ihn in allen ihren Schriften kritisiert hat. Während der Nazi-Zeit hatte Mathilde Vaerting keinerlei Publikationsmöglichkeiten. Sie lebte zurückgezogen zusammen mit einer ihrer Schwestern in Berlin. Ein Wiedereinstieg in die Karriere als Wissenschaftlerin gelang ihr auch nach 1945 nicht. Sie konnte ihre Schriften nur im Selbstverlag und in einer eigenen Zeitschrift publizieren. Und anders als in den zwanziger Jahren fanden sie nur wenig Interesse. Erst die Neue Frauenbewegung hat sie wiederentdeckt.

Warum bleiben Frauen in der Geschichte unerwähnt, hat Mathilde Vaerting 1921 gefragt. Damit wird der Eindruck erzeugt, als hätten Frauen niemals etwas geleistet und könnten dies deshalb auch in der Gegenwart und Zukunft nicht. Die Ausblendung der Frauen aus der Geschichte festigt die Herrschaft der Männer über die Frauen.

Mathilde Vaerting, Die weibliche Eigenart im Männerstaat und die männliche Eigenart im Frauenstaat, Karlsruhe 1921, Nachdruck Berlin 1975.

Helene Weber

17.03.1881 - 13.10.1962

»Diese Frau hat mehr Politik im kleinen Finger, als mancher Mann in der ganzen Hand.«

Konrad Adenauer

Helene Weber war nicht nur »Mutter des Grundgesetzes«, sondern gehörte bereits 1919 zu den 37 Frauen der Verfassungsgebenden Versammlung in Weimar. Die weiblichen Mitglieder machten damals neun Prozent aus, ein Anteil den die Frauen im Deutschen Bundestag erst 1983 überschritten haben. In der Novemberrevolution 1918 hatten die Frauen zwar endlich das Wahlrecht erlangt, doch in der Weimarer Verfassung wurden sie nur »dem Grunde nach« den Männern gleichgestellt. Diskriminierung wie die Entlassung von verheirateten Beamtinnen und Angestellten des öffentlichen Dienstes wurden dadurch legitimiert.

Das berufliche Engagement von Helene Weber galt ebenso wie ihr politisches vor allem der Sozialen Frage, mit der die gebürtige Elberfelderin von jungen Jahren an konfrontiert war. Wie viele Frauen ihrer Generation und andere Namensgeberinnen des Frauenviertels hatte sie eine private höhere Mädchenschule besucht und die Lehrerinnenprüfung abgelegt. Anschließend studierte sie Geschichte und Romanistik. Obwohl sie damit die Zulassung als Oberlehrerin erworben hatte, gab sie die Unterrichtstätigkeit bald auf. Hatte sie sich bereits während ihres Studiums theoretisch mit sozialen Themen befasst, wandte sie sich nun auch praktisch immer mehr diesem Gebiet zu.

1912 trat sie in den »Katholischen Frauenbund« ein. Zu den Hauptbetätigungsfeldern der Katholikinnen gehörten wie bei den Frauen anderer Konfessionen auch die Wohltätigkeit. Um diese zu professionalisieren und damit zu effektivieren, rief Helene Weber 1916 nach dem Vorbild anderer »Sozialer Frauenschulen« eine entsprechende katholische Einrichtung ins Leben. Sie gehörte zu den Dozentinnen der neuen Schule und reiste selbst durch Deutschland, um Schülerinnen anzuwerben, zu denen mit Marianne Hapig auch eine Namensgeberin aus dem Frauenviertel gehört. Ebenfalls 1916 gründete sie den »Berufsverband der katholischen Fürsorgerinnen«, dessen Vorsitz sie bis an ihr Lebensende inne hatte.



Helene Weber 1955

1920 wurde Helene Weber als Ministerialrätin ins preußische Wohlfahrtsministerium berufen. Ihr wurde die Aufgabe übertragen, Vorschriften für die staatliche Prüfung der Wohlfahrtspflegerinnen und Ausbildungspläne für die weiterhin ausschließlich privat betriebenen »Sozialen Frauenschulen« auszuarbeiten. Damit war sie maßgeblich an der Entwicklung eines neuen Frauenberufs beteiligt, der ausgehend vom traditionellen Frauenbild den Frauen neben der Betreuung der Familie auch die der gesellschaftlichen Problemfälle übertrug. Mit dem wichtigen Unterschied, dass sie für letzteres bezahlt wurden.

Die Weimarer Republik brachte Helene Weber nicht nur eine steile berufliche, sondern auch politische Karriere. Zunächst war sie Abgeordnete der Zentrumspartei im Preußischen Landtag, bevor sie 1924 ein Reichstagsmandat errang. Ein Jahr später wurde sie zur stellvertretenden Parteivorsitzenden gewählt. Seit 1927 gehörte sie außerdem dem Vorstand ihrer Reichstagsfraktion an. Gemeinsam mit ihrer Fraktion stimmte Helene Weber im März 1933 dem Ermächtigungsgesetz der Nazis zu. Eine der Folgen war der Ausschluss von Frauen von politischen Mandaten. Helene Weber verlor außerdem auch ihre staatliche Anstellung.

Nach 1945 wandte sie sich parteipolitisch der neugegründeten CDU zu. Außerdem war sie maßgeblich an der Reorganisation der katholischen Frauenbewegung beteiligt. Als Elly Heuss-Knapp 1952 starb, wurde Helene Weber auf Wunsch der Verstorbenen deren Nachfolgerin als Vorsitzende des Kuratoriums des Müttergenesungswerkes. Eine Funktion, die Helene Weber ebenfalls bis zu ihrem Tod begleitete.

Die Verdienste Helene Webers liegen unbestreitbar in der Sozialpolitik, während ihr frauenpolitisches Engagement aus heutiger Sicht sehr ambivalent anmutet. Als führende Persönlichkeit der katholischen Frauenbewegung gehörte sie zu den vehementen Gegnerinnen einer Abschaffung des § 218. Und 1950 schlug sie als Maßnahme gegen Arbeitslosigkeit und Flüchtlingselend die Entlassung weiblicher Beamtinnen vor.

Helene Wessel

06.07.1898 - 13.10.1969

Auch wenn Helene Wessel im Parlamentarischen Rat den von Elisabeth Selbert eingebrachten Gleichberechtigungsartikel zunächst ablehnte, steht ihr Leben für gelebte Emanzipation. Bereits mit 26 Jahren war Helene Wessel Beisitzerin im Reichsvorstand der Zentrumsparlei. Mit 30 Jahren wurde sie zur Abgeordneten im Preußischen Landtag gewählt. Nach 1945 gründete sie mit ehemaligen Parteifreunden das Zentrum wieder. 1949 wurde sie Partei- und Fraktionsvorsitzende im Bundestag. Sie war die erste Frau, die eine Partei leitete. Carlo Schmid bezeichnete Helene Wessel als den »einzigen Mann im Bundestag«. Mit ihrem scharfen politischen Verstand war sie den meisten Parlamentskollegen überlegen.

Begonnen hatte ihre politische Karriere 1915 als Parteisekretärin in ihrer Geburtsstadt Dortmund. Parallel zur Parteiarbeit qualifizierte sich die gelernte Kauffrau beruflich weiter. Nach einer Ausbildung zur Jugendpflegerin besuchte Helene Wessel von 1929 bis 1931 die »Deutsche Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit« in Berlin. Alice Salomon hatte ihre »Soziale Frauenschule« 1925 zur Frauenhochschule ausgebaut, um Frauen die nötige Qualifikation für den Aufstieg in Leitungsfunktionen zu verschaffen und gleichzeitig eine wissenschaftliche Aufarbeitung von Frauenthemen zu fördern.



Helene Wessel 07.09.1949

Die Abschlußarbeit von Helene Wessel trug den Titel »Lebenshaltung aus Fürsorge und Erwerbstätigkeit: Eine Untersuchung des Kostenaufwandes für Sozialversicherung, Fürsorge und Versorgung im Vergleich zum Familieneinkommen aus Erwerbstätigkeit«. Sie konstatierte eine doppelte Bedrohung der »deutschen Familie« dadurch, dass »Minderwertige« mehr Kinder zur Welt brächten als andere und dass ein immer größerer Teil des Volkseinkommens für den Unterhalt der »Minderwertigen«

aufgewendet werden müsse. Sie forderte deshalb die »Bewahrung von Verwahrlosten«.

Helene Wessel hat nicht nur als Abgeordnete des Preußischen Landtags 1933 dem NS-Ermächtigungsgesetz zugestimmt, sondern gehört mit ihrer Argumentation auch zu den geistigen Wegbereiterinnen der NS-Verbrechen an sogenannten »Asozialen«. Äußerungen von Helene Wessel, wie die 1934 veröffentlichten, dass die »Verwahrlosten als Träger gesundheitlicher, sittlicher und moralischer Schäden das deutsche Erbgut mindern« würden, entsprachen der Begründung der Nazis für Zwangssterilisationen und Konzentrationslager für Prostituierte, Obdachlose und Arbeitslose, unangepasste Jugendliche etc.

Helene Wessel arbeitete während der NS-Zeit beim katholischen Fürsorgeverein für »sittlich gefährdete Frauen und Mädchen«. Außerdem führte sie im Auftrag des »Katholischen Frauenbundes« eine »Untersuchung über die Lage und Lebenshaltung katholischer Familien in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung des religiösen Einflusses« durch. Es sollte nachgewiesen werden, dass der katholische Einfluss einer Zerrüttung der Familien entgegenwirke, und damit die »positiven Kräfte des Katholizismus für die Volksgemeinschaft«. Obwohl sie wiederholt Zwischenberichte gegeben hatte und nach 1945 öffentliche Zuschüsse für den Druck erhielt, wurden die Ergebnisse nie veröffentlicht. Helene Wessel erklärte plötzlich, dass sie im Krieg verloren gegangen seien.

Weil sie sich mit ihrer ablehnenden Haltung zur Remilitarisierung nicht durchsetzen konnte, trat Helene Wessel 1952 aus dem Zentrum aus und gründete gemeinsam mit dem späteren Bundespräsidenten Gustav Heinemann die Gesamtdeutsche Partei. Sie unterstützte auch außerparlamentarische Frauengruppen beim Kampf gegen die Wiederaufrüstung. Ihre politischen Positionen führten die nach wie vor gläubige Katholikin schließlich 1957 in die SPD, für die sie bis zu ihrem Tod 1969 im Bundestag saß. 1968 stimmte sie gegen die »Notstandsgesetze« der Großen Koalition von CDU und SPD.

Jeanette Wolff

02.06.1888 - 19.05.1976

Bei den ersten Nachkriegswahlen im Oktober 1946 trat die Neuköllner SPD mit einer Spitzenkandidatin an: Jeanette Wolff. Auf einem Wahlkampf-Flugblatt heißt es über sie: »58 Jahre, seit 1905 Mitglied der SPD, Mitbegründerin der Arbeiter-Wohlfahrt im westlichen Westfalen, bis 1933 Stadträtin in Bocholt. Von 1941 bis Kriegsende im Konzentrationslager.«

Lange vor 1933 war Jeanette Wolff, die die Gefährlichkeit der Nazis erkannt hatte, in Nazi-Versammlungen gegangen und hatte in Redebeiträgen die Referenten als Lügner entlarvt.

Wegen ihrer mutigen Auftritte wurde sie kurz nach der Machtübernahme der Nazis verhaftet. Als sie nach zwei Jahren Haft wieder freikam, half sie trotz ihrer eigenen Bedrohung anderen Verfolgten, vor allem Juden und Jüdinnen.

Jeanette Wolff war selbst jüdischer Abstammung und engagierte sich neben ihrer parteipolitischen Arbeit immer auch in jüdischen Organisationen. Jeanette Wolff wurde mit ihrer Familie zunächst ins Ghetto nach Riga und dann nach Auschwitz deportiert.

Fast alle ihre Angehörigen wurden in den Massenvernichtungslagern ermordet. Nur sie selbst und eine ihrer drei Töchter erlebten im Frühjahr 1945 die Befreiung vom Faschismus. Jeanette Wolff blieb in Deutschland, um am Neuaufbau mitzuwirken. Aber sie kehrte nicht in ihre Heimatstadt nach Bocholt zurück, sondern ging nach Berlin.



Jeanette Wolff (rechts) beim Gründungskongress der VVN-Berlin 1947.

Hier begründete sie die »Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes« mit. Außerdem beteiligte sie sich am Wiederaufbau der »Jüdischen Gemeinde« und war viele Jahre Vorstandsmitglied des Jüdischen Frauenbundes. 1975, ein Jahr bevor sie starb, wurde sie stellvertretende Vorsitzende des Zentralrates der Juden Deutschlands. Im Herbst 1946 wurde Jeanette Wolff in die Berliner Stadtverordnetenversammlung gewählt. Nach der Spaltung der Stadt war sie bis 1952 Mitglied des Abgeordnetenhauses von Westberlin und anschließend bis 1961 Bundestagsabgeord-

nete. Folgende Zeilen aus einer Faschingszeitung der Berliner SPD-Fraktion legt beredtes Zeugnis über ihr parlamentarisches Auftreten ab: »Auch Jeanette ist ein Neuköllner Kind, ihr die größten Wahrheiten niemand übel nimmt. Sie ist im Parlament unsere Posaune und erhält die Abgeordneten bei guter Laune. In den Ausschüssen hat sie Drewitz bekriegt, bisher hat sie alle mit k.o.-Schlag besiegt.«

Ob in der Partei, der Gewerkschaft, dem Parlament oder der Jüdischen Gemeinde, nie vergaß Jeanette Wolff die Frauen. Seit ihren Anfängen in der Sozialistischen Jugend, lange vor dem Ersten Weltkrieg, setzte sie sich für die gleiche Entlohnung der Frauen und die Abschaffung des §218 ein. Und aufgrund ihrer langjährigen praktischen Erfahrungen war sie eine frühe Anhängerin der Quotierung. »Solange die Verhältnisse sich in unserer Parteiorganisation nicht so geklärt haben, dass man auch der tüchtigen Genossin bei gleicher Tüchtigkeit den Platz vor dem Mann oder neben dem Mann einräumt, müssen wir auf der Bestimmung bestehen, dass Frauen hineingewählt werden müssen. ... Wir Frauen wollen keine Sonderrechte, aber dann sorgt auch dafür, Genossen, dass ihr den Frauen auch gerecht werdet!« Mit dieser Begründung verlangte Jeanette Wolff 1948 von der SPD eine Mindestbeteiligung der Frauen bei der Besetzung von Funktionen und Mandaten.

Jeanette Wolff vertrat von 1950 bis 1952 die Neuköllner SPD-Frauen im SPD-Landesausschuss. Und es ist anzunehmen, dass sie es durchgesetzt hat, dass sowohl ihr Abgeordnetenhaus- als auch ihr Bundestagsmandat erneut mit einer Frau besetzt wurden. In beiden Funktionen folgte ihr Dora Lösche nach. Angesichts der erneuten Zurückdrängung der Frauen in den fünfziger Jahren war dies keine Selbstverständlichkeit.

Trotz ihres Einsatzes für die Belange der Frauen stand für Jeanette Wolff immer ihre Partei an erster Stelle. Die überparteilichen Frauenausschüsse, die 1945 überall in Berlin gegründet worden waren, fanden bei ihr ebenso wenig Unterstützung wie bei den meisten Sozialdemokratinnen. Und Jeanette Wolff gehörte zu den vehementen Verfechtern des Antikommunismus, dem im Kalten Krieg alles andere untergeordnet und dessen Opfer auch die Frauenausschüsse wurden.

Gunter Lange, Jeanette Wolff 1888-1976. Eine Biographie, Bonn 1988.

BILDNACHWEIS

Otilie Baader

Archiv der sozialen Demokratie (1)

aus: Otilie Baader. Ein Steiniger Weg, 1921.

Liselotte Berger

ullstein bild - Probst

Gertrud Dorka

Museum- für Vor- und Frühgeschichte (2)

Hiltrud Dudek

Morus Verlag (1)

Privatbesitz (1)

Käte Frankenthal

Museum Neukölln (1)

ullstein bild - Gieloff (1)

Marianne Hapig

St. Hedwig-Krankenhaus (1)

Helene Jung

VHS Neukölln (2)

Elly Heuss-Knapp

aus: Elly Heuss-Knapp. Bürgerin zweier Welten, 1961.

Elfriede Kuhr

Bezirksarchiv Neukölln (1)

ullstein bild - Kurt Hamann (1)

Ellen Röhner (1)

Friedenke Nadig

ullstein bild - HDG Bonn (2)

Helene Nathan

Museum Neukölln (2)

Ellen Röhner (1)

Elisabeth Selbert

Archiv der sozialen Demokratie (1)

Privatbesitz Ruth Selbert (1)

Dorothea Stutkowski

Museum Neukölln - Guido Polomski(1)

Theresia Benedikta

aus: Edith Stein. Eine große Frau unseres Jahrhunderts.

Nürnberg 1952. (1)

Muzeum Historyczne we Wrockawiu (1)

Ursulinen

aus: 100 Jahre Ursulinen in Berlin. Berlin 1954. (2)

Mathilde Vaerting

Museum Neukölln (1)

Helene Weber

ullstein bild - ullstein bild

Helene Wessel

ullstein bild - HDG Bonn (2)

Jeanette Wolff

Archiv der sozialen Demokratie (1)

VVN (1)



Wegweisende Neuköllnerinnen Von der Britzer Prinzessin zur ersten Stadträtin

Wegweisend sind die Frauen, nach denen 1996 alle 20 Straßen eines Neuköllner Neubauviertels benannt wurden. Die Namensgeberinnen des ersten Frauenviertels in Deutschland werden vorgestellt, aber auch bisher unbekannte Neuköllnerinnen: Hofbesitzerinnen, Wandervogel-Mädchen und eine Frauenberaterin.

Wegweisend sind die Leistungen einzelner Neuköllnerinnen, die sich auch im Alltag der Frauen im bevölkerungsreichsten Berliner Bezirk widerspiegeln. Wann wurde der erste Frauenverein in Neukölln gegründet? Wie wirkte sich die linke Reformpolitik der 20er Jahre für die Frauen aus? Welchen Einfluss hatte der Frauenausschuss nach 1945?

Wegweisend sind die Erkenntnisse für die historische Frauenforschung und die Lokalgeschichte. Personalakten von weiblichen Beschäftigten des öffentlichen Dienstes offenbaren Diskriminierung und Durchsetzung von Frauen. Eine Datenbank über Verfolgte der NS-Zeit gibt Einblick in die weibliche Seite des Widerstandes. Zeitzeuginnen erzählen.

Claudia von Gélieu, Wegweisende Neuköllnerinnen. Von der Britzer Prinzessin zur ersten Stadträtin. Hrsg.: Renate Bremmert im Auftrag des Kultur Netzwerks Neukölln e.V., Berlin 1998, trafo verlag, Finkenstr. 8, 12621 Berlin.

ISBN 3-89626-148-7

30 Jahre Frauenviertel Rudow

1996 - 2026

Vor 30 Jahren, am 22. Mai 1996, traf die Bezirksverordnetenversammlung Neukölln eine damals einzigartige Entscheidung: Auf Initiative engagierter Neuköllnerinnen und der Frauenbeauftragten beschlossen die Bezirksverordneten, alle 20 Straßen, Plätze und Wege eines gesamten Neubaugebiets mit ca. 1.700 Wohnungen auf den „Rudower Feldern“ im Süden Neuköllns nach Frauen zu benennen. Es entstand das erste namentliche „weibliche“ Wohnviertel Deutschlands.

Dem Beschluss waren aufgeregte Diskussionen vorausgegangen: Die Gegner der Initiative hatten angezweifelt, dass es genügend würdige weibliche Persönlichkeiten gäbe, die als Namenpatroninnen geeignet wären.

Im „Frauenviertel Rudow“ wurden Frauen durch Straßenbenennungen geehrt, die sich um Neukölln, Berlin und Deutschland verdient gemacht haben. Es sind Frauen, die sich in Politik und Gesellschaft für die Rechte und die Gleichstellung von Frauen eingesetzt haben.

Inzwischen ist das Frauenviertel Rudow weit über den Bezirk Neukölln bekannt. Den 30. Geburtstag in diesem Jahr hat das Bezirksamt Neukölln zum Anlass genommen, die vorliegende Broschüre von 1996 mit den Kurzbiografien der namensgebenden Frauen in digitaler Form neu aufzulegen.

Wie besonders das Engagement für das Frauenviertel war, zeigt auch heute die Tatsache, dass lediglich 14 Prozent der Neuköllner Straßen nach Frauen benannt sind — auch wenn wohl niemand heute mehr bezweifelt, dass es genug würdige Persönlichkeiten hierfür gibt.

Einweihung der achten Aktionsbank gegen Gewalt an Frauen* und Mädchen* im Frauenviertel Rudow

Gewalt gegen Mädchen* und Frauen* passiert jeden Tag – im Netz, auf der Straße und zu Hause. Aktuelle Debatten über digitale Gewalt, sexualisierte Deepfakes und Fake-Profile zeigen deutlich, wie groß die Schutzlücken sind und dringender Handlungsbedarf in Politik, Justiz und Gesellschaft besteht. Neukölln schaut nicht weg.

Das Bezirksamt Neukölln engagiert sich aktiv für die Sichtbarmachung dieser Missstände. Nach der ersten Bank-Installation im Jahr 2024 auf dem Karl-Marx Platz wurde nun anlässlich des 30-jährigen Bestehens des Frauenviertels Rudow die achte Aktionsbank eingeweiht, auf dem Lieselotte-Berger-Platz. Das Kooperationsprojekt von Bezirksbürgermeister Martin Hikel, der Gleichstellungsbeauftragten und der Initiative „StoP - Stadtteile ohne Partnergewalt“ trägt die unmissverständliche Botschaft: „StoP: Hier ist kein Platz für Gewalt an Mädchen* und Frauen*“.



nahkauf

**SELBST-
BESTIMMT
LEBEN!**

GEGEN GEWALT
AN FRAUEN

MUTTER
PARTNERGEWALT
SEXUELLE
GEWALT
SOZIALER
ISOLATION
SCHAMATA
MUTTER
PARTNERGEWALT
SEXUELLE
GEWALT
SOZIALER
ISOLATION
SCHAMATA
MUTTER
PARTNERGEWALT
SEXUELLE
GEWALT
SOZIALER
ISOLATION
SCHAMATA

Hier ist kein Platz für Gewalt an Mädchen* und Frauen*!

